Was ich in Frankreich erlebte ...

Victor Auburtin

Victor Auburtin

Was ich in Frankreich erlebte



VICTOR AUBURTIN

Was ich in Frankreich erlebte



Verlag von Rudolf Mosse, Berlin SW 68

PRINTED IN GERMANY

Diese Aufzeichnungen sind unter Hindernissen entstanden, die ihre Unebenheit entschuldigen mögen. Dem politischen Gefangenen in Frankreich ist wohl erlaubt, schriftliche Arbeiten zu machen; aber nur das Harmloseste darf er schreiben, Sprachübungen etwa, Buchführung oder Mathematik. Dagegen ist es ihm verboten, biographische Notizen über seine Gefangenschaft zu verfassen. Entdeckt man so etwas bei ihm, so wird es weggenommen, und wenn sich in seinen Erinnerungen Ungünstiges über die Franzosen findet, kann es ihm ziemlich schlecht ergehen.

So galt es, Listen zu erfinden. Alle diese Notizen hier sind auf einem Papier aufgezeichnet worden, das sich wegen seiner Dünnheit und Leichtigkeit gut verstecken ließ. Wo ich es versteckt habe, darf ich nicht angeben, um nicht andere Gefangene in Verlegenheit zu bringen, aber es war sehr verschmitzt.

Doch auch so habe ich mein ganzes Manuskript nicht durchbringen können. Auf der Heimreise wurde in einer französischen Stadt mein Gepäck sehr scharf untersucht und das verschmitzte Versteck geriet in

Gefahr. Schon waren sie dicht daran. Da habe ich es mit der Angst zu tun bekommen, die belletristischen Papiere herausgerissen und sie an einen Ort geworfen, wo anzulangen sie offenbar nicht sehr erstaunt waren.

Nur einen kleinen Teil habe ich durchgerettet, und das ist dann aus dem Gedächtnis ergänzt und wiederhergestellt worden, so daß es nicht gerade abgetönt wurde und das Forsche allzudicht neben das Zarte geriet.

Die Gefangenschaft erzieht zu Listen und zu Aengstlichkeiten und ein Teil ihres unleugbaren Reizes besteht darin. Aber Homer hat recht, der sagt, daß der Mann in der Knechtschaft die Hälfte seiner Tugend verliert. Seitdem ich zurück bin, bemerken meine Frau und meine Freunde an mir eine Art geduckter Verschlagenheit, die meinem Gemüt ehedem fremd war.

Möge die gütige Zeit mich heilen und mir das biedere Aeußere des Rechtschaffenen, dem es niemals schlecht gegangen ist, zurückerstatten.

Berlin, Dezember 1917.

V. A.

Paris, 19. Juli 1914. Sonntagnachmittag 3 Uhr; ich sitze am Schreibtisch und lese das soeben erschienene Buch „Un voyage" der Frau Bulteau. Ein vernünftiges Buch, in dem ruhig und europäisch über alle Verhältnisse geurteilt wird und in dem ein Absatz mit den Worten beginnt: „J'aime l'Allemagne". Ueber dieses Werk, das gerade jetzt im rechten Augenblicke herauszukommen scheint, könnte man in den nächsten Tagen ein Feuilleton für das „Berliner Tageblatt" schreiben.

Telephonklingel nebenan: Die Redaktion in Berlin: sie bittet mich, heute abend einen recht ausführlichen Bericht über die Unruhen in Paris bringen zu wollen. Warum ich denn nicht überhaupt schon längst über so etwas gemeldet hätte. „Welche Unruhen?" frage ich. Ungeduldige Antwort: „Nun, Aufzüge auf den Straßen, deutschfeindliche Manifestation, à Berlin und so weiter.

Sie verstehen schon; schön. Aber recht ausführlich, wenn ich bitten darf. Schluß; adieu!"

Ich klappe das europäische Buch zu und gehe auf meinen großen Balkon heraus, von dem man die Hälfte der Stadt übersehen kann. Rechts unten die Madelaine; hohe grauschwarze Säulen mit weißen Taubenschwärmen davor. Viele schwarzgekleidete Damen gehen zu der Vesperandacht in die Kirche. Die Straße unter mir ist leer, sie wird seit drei Jahren umgebaut. Und links über dem Häusergewimmel, in der Ferne ragt der flache Montmartreberg empor, mit der Mühle, mit endlosen Fensterfronten und oben mit der bigotten Herzjesukirche, deren Kuppel weiß in der Nachmittagssonne leuchtet.

Von hier aus ist nicht viel Unruhe und Aufregung in der Stadt zu bemerken, und ich werde wohl auf die Boulevards heruntergehen müssen, um weiteres festzustellen. Immerhin eilt es nicht so, daß ich nicht vorher Zeit hätte, die Kürbisse auf dem Balkon zu begießen und etwas Petersilie für das Abendbrot zu pflücken.

Auf den Boulevards ist das große Menschengetriebe, wie jeden Sonntagnachmittag. Kleine Bürger aus dem Osten der Stadt und den Vororten führen ihre Frauen spazieren und zeigen

ihnen in den Fensterläden der geschlossenen Geschäfte die Jupons, die fünfhundert Francs kosten und die man kaufen kann, wenn man eine Kokotte geworden ist. Vor den Cafés, an den kleinen Marmortischen sitzen viele Pariser und noch sehr viel mehr Deutsche, ganz ruhig nebeneinander. Man erkennt die Deutschen daran, daß sie Absynth trinken, was um diese Tageszeit kein Franzose tun würde.

Von Aufläufen ist nicht viel zu sehen. Drüben allerdings, auf der anderen Seite der Straße, steht ein Menschenhaufen beisammen, und ich gehe hin, um Näheres zu erkunden; es sind Bürger und Soldaten, die auf die Eröffnung des Cinemas Omnia warten, wo der neue Film „Die Pfeife des Herrn Brunier" gegeben wird. Und an der Kreuzung der Rue Villon ein anderer Haufe um einen Athleten, der, mit Trikotunterhosen bekleidet, große Gewichte in die Höhe hebt. Aber offenbar sind das nicht die Tumulte, die man von mir in Berlin erwartet.

An der Großen Oper begegne ich dem Kollegen X. Sonderbar; auch er hat soeben denselben telephonischen Auftrag von seiner Zentrale in Berlin erhalten. Auch er sucht auf der Straße nach Aufruhr und kann ihn ebensowenig finden

wie ich. Wir gehen zusammen zu Appenrodt und bestellen zwei Paar Frankfurter Würste und Pilsener Bier. Und kommen dabei überein, daß es mit dem Bericht für Berlin nichts werden wird.

20. Juli 1914: Heute im Prozeß Caillaux wieder starker Andrang. Dicht neben mir, in der Enge eingekeilt, steht Barthou, der Mann der geheimen und photographierten Schriftstücke. Sieht aus wie ein leberleidender Geldbriefträger. Schlechter Teint, struppiger Bart, kleine plierige Augen. Und merkwürdig ist seine Angewohnheit, sich immer plötzlich umzudrehen, als ob er einem hinter ihm stehenden Freunde nicht traute.

In den vorderen Reihen sitzt Caillaux selbst, umgeben von mehreren sehr vornehmen älteren Damen. Sie reichen ihm dienstbeflissen kleine Papierfächer hin, mit denen er seiner Glatze wollüstige Kühlung zufächelt. Denn dieser Radikale ist ein Mann von feinsten Umgangsformen und liebt es, sich in der besten Gesellschaft zu bewegen.

Bei diesem Prozeß handelt es sich schon lange nicht mehr darum, ob Frau Caillaux den Chefredakteur Calmette niedergeschossen hat. Das wissen wir ja alle und sie selbst gibt es gern und

freudig zu. Es handelt sich vielmehr um die Frage, ob Herr Caillaux in den Liebesbriefen an seine Frau geschrieben hat: „j'embrasse tout ton petit corps“ oder ob die Briefschlußwendung nur einen Teil ihres Körpers erwähnt. Calmette und seine klerikalen Freunde behaupten das letztere; die Wendung ist nicht sehr vornehm — man verzichte darauf, ihren Sinn zu erforschen — und wenn Caillaux sie wirklich gebraucht hat, dürfte er ein ruinierter Mann sein. Und so sieht man ein, was in diesem Falle alles von den körperlichen Reizen der Frau Caillaux abhängt: der Ausgang des Prozesses, das Glück oder Mißgeschick des begabtesten Politikers Frankreichs und in fernerer Wirkung der Aufbau und das Gleichgewicht zwischen den politischen Parteien der Republik.

Das ist überhaupt ein Gerichtsfall, wie ihn die Franzosen lieben und wie sie ihn alle drei Jahre einmal brauchen. Liebe, Politik und Mord müssen ineinander gehen, auch darf es an gestohlenen und photographierten Briefen nicht fehlen; bestochene Richter und alle ersten Männer der Republik als Zeugen, mehr oder minder zweideutig mit hineingezogen und kompromittiert. Da schweigt alles andere Interesse, und jetzt in diesem

Augenblick, in dieser abschließenden Juliwoche kann man sagen, daß in dem Lande Frankreich vom Minister bis zum Ladenmädchen niemand etwas anderes denkt und liest als die Spalten dieses Gerichtsprozesses.

In der Pause zeigt mir mein Freund S. einen Brief seines Vaters, in dem es heißt: „Packe Deine Koffer und mache Dich bereit, daß Du mit dem nächsten Zuge in die Heimat abreisen kannst." Dieser Brief könnte merkwürdig erscheinen, aber wir alle sind der Meinung, daß das eine unbegründete Angstmeierei ist. Du lieber Gott, was sollte denn vorliegen; dieses sommerliche Europa ist ja ganz ruhig, bis auf das ewige Balkangeschwätz da unten, das allmählich langweilig wird. Wer fragt nach dem Balkan; die Welt hat andere Sorgen.

Abends bei Lapérouse; ganz außergewöhnliche Steinbutte in Muschelsauce. Hinterher mit den T.s in das Sanssouci der Rue Caumartin, wo der beste Tango zu haben ist. Zehn schwarzhaarige Pariserinnen tanzen ihn. Ich glaube, diese schwarzhaarigen Pariserinnen stammen aus der Lausitz oder so; aber sie tanzen gut.

25. Juli. Esse mit Professor Marmorek im Wiener Restaurant der Rue d'Hauteville. Gänse-

leber mit Zwiebel. Wo sind die großen, stattlichen Oberkellner hin, die in diesem Lokale zu bedienen pflegten? Sie waren Oesterreicher und sind jetzt wohl irgendwo in die Heimat abberufen worden, wo sie demnächst anderes tun werden, als den Herren Parisern Pilsener Bier zu servieren. Kein Zweifel, daß Paris sich zu leeren beginnt; die Deutschen und Oesterreicher reisen ab, es wird unbehaglich; könnte ich, wie ich wollte, ich nähme mein Lieb unter den Arm und zöge aus dieser schwülen, schwärenden Stadt fort, wo es grün und friedlich ist, in den Böhmer Wald oder sonst wohin. Aber man hat seinen Dienst und wird aushalten bis zum Schlusse.

Hinterher sitzen wir noch im Café Madrid mit dem Schriftsteller Aulard vom „Journal" und anderen Kollegen. Krieg, Krieg und wieder Krieg. Ich frage Aulard: „Was geschieht, wenn es dazu kommen sollte, mit den vielen Deutschen hier in Paris?" Er antwortet lächelnd: „Wir werden euch zu Wurst verarbeiten; aber vorher lassen wir euch rasieren."

Witziges Volk, diese Franzosen.

26. Juli: Der „Temps" bringt die Nachricht, daß der deutsche Botschafter heute am

Quai d'Orsay gewesen ist, um eine Art von Drohung oder Warnung zu überreichen. Nehme darauf hin ein Taxi und fahre zur Botschaft, um der Diplomatie auf den Zahn zu fühlen.

Die Fahrt geht die Seinekais entlang, wo die Kästen der Bücherverkäufer in langen Reihen stehen. Hier habe ich den besten Teil meiner Pariser Zeit versonnen und verträumt, und manche Stunde, die ich in der Kammer einer Rede des Herrn Augagneur widmen sollte, hier mit alten Pariser Karikaturen geschwänzt. Grauhaarige Herren stehen vor den Kästen und suchen nach einer Ausgabe des Philosophen Montesquieu, und ein junger Priester hält eine Lupe, mit der er eine antike Münze betrachtet. Drüben auf der Cité-Insel springen kleine, weißgekleidete Mädchen durch Reifen, das Licht flimmert in der drückenden Schwüle des Julinachmittags und fern über dem Montmartre steigen weiße Wolkenhäupter aus dem Dunst: die Spitzen des Gewitters, das sich über den Gefilden der Ile de France zusammenzieht.

Exzellenz v. Schoen ist freundlich und heiter wie immer. Leise, weiche Art, leicht durchwachsen mit den festeren Streifen einer gewissen studentischen Burschikosität. „Bitte, stellen Sie möglichst

präzise Fragen, und ich werde mich bemühen, Ihnen möglichst unpräzise Antworten zu geben." So sagt er witzig und bietet mir eine Zigarette an. Auf meine besorgten Fragen hat er ganz beruhigende Auskunft. Aber keine Spur; all das sind diplomatische Schritte ohne tiefere Wirkung und auf die Nervosität der französischen Presse, die alles falsch darstellt, ist nichts zu geben. Die Beziehungen zwischen den beiden Staaten sind so normal, wie es die Umstände erlauben.



27. Juli. Jetzt haben sie auf den Boulevards die Terrassen der Caféhäuser eingezogen. Und mit einem Schlage ist die abendlich vertraute Straße wüst und unbehaglich geworden. Wie Aufbruch und Aufräumung sieht es aus, als verstecke sich alle Gemächlichkeit vor der herandonnernden Weltgeschichte. Aber, wie die Pariser sind, hat gerade diese Nachricht von den abgeschafften Terrassen eine große Menschenmenge hinausgelockt, die das fremde Straßenbild erstaunt und belustigt betrachtet. Nirgendwo ist auch bis jetzt noch etwas von tieferer Unruhe oder von lärmender Kriegslust zu bemerken. Ruhig, sogar heiter, allenfalls mit einem Erstaunen darüber, daß so etwas

möglich ist, treibt das französische Volk den sich im Dunkeln bildenden Begebenheiten entgegen.

Die ökonomischen Beschwerden der Krisis erwecken — bis jetzt noch wenigstens — mehr Neugierde als Verwirrung. Seit zwei Tagen ist das Gold aus dem Verkehr geschwunden, und auch der, der von Volkswirtschaft nichts verstand, sieht jetzt die Bedeutung dieses von den Philosophen verachteten Metalls ein. Denn der Goldschwund hat sofort einen Mangel nach sich gezogen, der viel schlimmer ist, die Banknotenkalamität. Natürlich bewahrt vor dem Staate die Banknote ihren alten Wert; aber in Wirklichkeit will keiner sie nehmen. In keinem Restaurant wird auf Papiergeld herausgegeben; ja in einigen besonders vorsichtigen Häusern muß der Gast, bevor er seine Suppe bestellt, erst vorzeigen, ob er Silber im Portemonnaie hat. Und geht das so weiter, werden in einigen Tagen unglückliche Menschen zwar das Portefeuille voll Hundertfrankscheinen haben, aber nichts zu essen finden.

Der Handel des täglichen Lebens beruht auf den silbernen Fünffrankstücken. Und weil auch dieses Metall rar wird, kommen die ältesten Exemplare dieser Münzen zum Vorschein. Stücke mit den komplizierten Gesichtszügen des Bürger-

königs Louis Philipp, mit der Stirnlocke Karls X. und mit den großartigen Profilen des Imperators. Gestern hatte ich im Portemonnaie ein Silberstück aus der Konsulatszeit, randlos geprägt wie eine römische Medaille.

29. Juli. Poincaré kehrt von seiner skandinavischen Reise zurück. Ich erlebe das hinter der Oper an dem Gebäude der Société générale. Kavalleriepiquets, Schutzmannsketten, man steigt auf die Stühle, winkt und schreit patriotisch. Komödie und Nachäfferei: sie haben von den historischen Tagen der Väter gehört und wollen nun auch ihre große Zeit erleben.

Nie im Leben habe ich ein so heimtückisches Gesicht gesehen, wie es dieser Poincaré hat, und so falsche Augen. Er sitzt steif aufrecht im Wagen, die Augen starr geradeaus gerichtet, und grüßt wie eine aufgezogene Puppe. Oder ist das nur Angst und schlechtes Gewissen? Die sonderbarsten Geschichten sind über diesen Mann im Gange, von denen das deutsche Publikum nie etwas erfahren hat, und die doch in diesen Jahren den Verlauf der inneren Politik Frankreichs bestimmt haben. Seine Ehe macht ihm keine Ehre, man sagt, daß er in Bigamie lebe, und seine Gegner

haben die Dokumente in der Hand, mit denen sie ihm täglich drohen. Vielleicht ist es das, daß er jetzt so mit verzerrtem Gesicht dasitzt.

Immerhin ist der Vorgang dieses triumphalen Einzugs bedenklich; die ersten, noch unübersichtlichen Szenen eines großen Dramas entfalten sich langsam.

Und abends, am Ostbahnhof, wohin ich meine Frau begleite, sehe ich sie anmarschieren zu Tausenden. Kleine kurzbeinige Soldaten, unbeholfen unter dem schweren Tornister, aus allen dunklen Straßen kommen sie herbei, formieren sich, lärmen in den Cafés. Dazu die Blinklichter der Reklame, das Rasen der Straße, Benzingeruch in Schwaden, und in niedrigen Wolken zucken die Widerscheine der furchtbaren Stadt.

Als Strohwitwer dann noch einmal durch die Tangonacht. Bei Tabarin Engländer, Deutsche durcheinander mit falschen Pariser Kokotten, auf den Terrassen der Cafés kein Platz und hinter den Fenstern der oberen Etagen hüpfen die Schatten all dieser neuen Tänze, Rag-Time, Très Moutarde; die Fratzen eines degenerierten Geschlechts, das reif für den Schnitter ist.

31. Juli. Heißer, überlasteter Tag der Entscheidung. Gegen 10 Uhr fahre ich zum Nord-

bahnhof, um einen Artikel, der Eile hat, an den Zug zu bringen. Das Automobil geht durch die krummen und überfüllten Straßen des Stadtinnern, in denen vormittägliches Marktwesen freundlich wimmelt. Die Geschäfte mit Lebensmitteln haben ihre Waren auf den Bürgersteigen ausgestellt, Hausfrauen mit unordentlichen Haaren, einen liederlichen Mantel über die unfertige Morgentoilette geworfen, wählen Salatköpfe aus und streiten, kleine Händler schieben ihre Karren mit langgedehnten Ausrufen vorwärts; es riecht anheimelnd nach Zwiebel und gebratenem Fisch. In der Rue Lafayette, vor dem bekannten Cafèhaus, ist die Perlenbörse im Gange, wie alle Tage; schäbige oder elegante Herren stehen an den Tischen und prüfen die kostbaren Geschmeide, die sie in kleinen Papierdüten mitgebracht haben. So mögen sie auf dem Markt von Sidon gehandelt haben, als der Kaufmann die Perle fand, die dem Himmelreich gleich war. (Matth. 13, 45.)

Das alles ist traulich und harmlos wie stets. Aber wie ich von dem Nordbahnhof her meinen Sekretär, Herrn Lery, anklingele, meldet er mir, daß aller telegraphischer und telephonischer Verkehr mit Deutschland abgebrochen sei. Und das

sieht allerdings nach Krieg aus; über der Traulichkeit des Alltags scheint sich ein Wetterballen zusammengezogen zu haben.

Abends bringt der verdammte Temps die Meldung, daß der Kaiser von Deutschland den Kriegsgefahrzustand erklärt habe. Ich fahre wieder zur Botschaft, über die Place de la Concorde und über die Brücke. Dort ist Militär aufmarschiert, auch der Quai d'Orsay ist besetzt, und in der Rue de Lille, wo das Gebäude der Botschaft liegt, manöveriert berittene Garde, die in dem Zwielicht dieser kritischen Stunde sich dramatisch genug ausnimmt.

Prinz Hatzfeld, der Attaché, empfängt mich in seinem Bureau. Er rät mir, heute abend oder morgen früh abzufahren; hier sei ja doch nichts mehr zu holen, seitdem der Telegraph nicht mehr arbeite.

Nachher gehen wir beide über den Hof und begegnen dort dem Botschafter selber, im grauen Anzug, kleinem Hut, der verdächtig reisefertig aussieht.

„Sind Ihre Koffer gepackt?" fragt er — und dann besprechen wir gemeinsam, welche Reiseroute aus Frankreich heraus für mich die beste sein würde. Ueber Belgien nicht, so meint Herr von

Schön, dort komme man nicht mehr durch; die Ostbahn sei auch abgeschnitten. Mit dem Rate, tunlichst über die Schweiz oder über Italien zu reisen, werde ich verabschiedet und meinem Schicksal überlassen.

Abends im Telephonbureau der Börse; alles geht durcheinander und die fremden Journalisten sind äußerst aufgeregt. Man schreit und reißt sich um die Telephonzellen. Nur wir Deutschen, die das alles auch angehen sollte, feiern, denn die Drähte zur Heimat sind abgeschnitten.

Einer kommt eilig herein und flüstert mir ins Ohr: „Attentat auf Jaurès im Café Croissant." Das ist dicht nebenan und in zwei Minuten stehe ich vor dem kleinen Restaurant, wo sich schon ein Menschenhaufe angesammelt hat. Hinter dem Fenster, einen Meter von mir entfernt, liegt er, über drei Marmortische gestreckt, die man zusammengestellt hat, den Kopf herunterhängend. Freunde öffnen ihm die Kleider; zu seinen Häupten stehen zwei junge Mädchen in weißen Blusen und fächeln ihm mit Servietten Luft zu; wie man in den Pausen des Ringkampfes dem erschöpften Kämpfer Kühlung zufächelt.

Sein Mund spricht noch, ich sehe es deutlich, und die Hände haben ein kindliches, furchtbar

rührendes Zucken. Dieser Mund, der von den Freundschaften der Völker gesprochen hat, die Hände, die er so oft in wundervoller rhetorischer Gebärde hochgehoben hatte, als trüge er die volle Fruchtschale des zukünftigen Reiches herbei. Und mußte nun sterben, gerade jetzt, weil von Freundschaft nicht mehr geredet werden darf und weil das Reich ferner ist als je.

Und nun geht der Aufruhr durch die in der Nacht gräßlich erwachende Stadt; Kavallerie fegt die Straßen entlang, und über den Boulevard zieht ein Trupp junger Leute mit der Trikolore und ruft „à Berlin“ im Takt des Lampionliedes, mit dem Tone auf der ersten Silbe.

Die Fenster der ersten Etagen, wo die Balllokale sind, stehen weit offen, und feine Herren mit weißen Hemdbrüsten beugen sich vor; die Pariserinnen aber, die aus der Lausitz stammen oder aus Quedlinburg, winken mit ihren Taschentüchern und rufen: „Vive l'Armée!“

1. August: Dijon. Morgens um 11 Uhr sind Lery und ich von Paris an der Gare de Lyon abgefahren, wo unbeschreiblicher Aufruhr herrscht; Hunderte von Militärwagen lagern auf den Strecken, so daß unser Zug nur im Schrittempo

vorwärts kommt. Die Brücken sind bewacht, stundenlang müssen wir auf den Feldern stehen. Von Fontainebleau ab sehen wir an den Bahnhofsgebäuden die großen Plakate der allgemeinen Mobilmachung angeschlagen. Und als der Zug mit großer Verspätung abends in Dijon ankommt, müssen wir heraus; die Züge sind für das Militär reserviert und aller Eisenbahnverkehr hört auf. Und so sitzen wir fest, in einer fremden Stadt, mitten in diesem aufgeregten und immer feindlicher gesinnten Lande.

Es gibt kein anderes Mittel, als im Automobil bis an die Grenze zu fahren, und so habe ich soeben in der Stadt einen Wagen gemietet, der uns nachts nach Vallorbes bringen soll, der nächsten Station an der Schweizer Grenze. Bis dahin ist immerhin noch Zeit zu dinieren, denn so unvernünftig die Welt auch geworden sein mag, bleibe ich doch besonnen genug, um mich zu erinnern, daß man in Dijon gut ißt. Und so sitzen wir denn vorläufig jetzt um 7 Uhr in dem Hotel zur „Cloche“ und nehmen ein Diner ein, das wohl das letzte auf französischem Boden sein dürfte. Dieses Hotel ist wohlberühmt und eines der trefflichsten Gasthäuser des alten Landes Frankreich. Welch eine Aalpastete haben wir da eben gegessen

und was für einen Rehrücken. Dazu habe ich, weil wir in Burgund sind, zwei Flaschen moussierenden Burgunderweines auf den Tisch stellen lassen und wir stoßen auf das gute Gelingen unseres Unternehmens an. In einer Stunde wird uns das Automobil abholen und vor Mitternacht noch werden wir in der Schweiz sein und in den Bezirken des Friedens.

3. August: Besançon. Zellengefängnis. Dieses schreibe ich — und zwar auf Klosettpapier — in der Zelle 11 des Zellengefängnisses von Besançon, welches eine äußerst komfortable und moderne Anstalt ist. Ich habe einen Schemel, um darauf zu sitzen, einen handbreiten Tisch, Wasserleitung und ein eisernes Bett, das ich jeden Morgen gegen die Wand aufklappen muß. Alles ist bequem eingerichtet und eine besondere Sorgfalt ist darauf gelegt, daß man nirgendwie Selbstmord begehen kann. Kein Nagel, an den man sich aufhängen könnte, keine scharfe Kante zum Durchritzen der Pulsadern. Eben habe ich versucht, ob man sich köpfen kann, wenn man den Kopf unter das Bett auf die Erde legt und dann die Bettstelle herunterfallen läßt. Es geht keineswegs; das Eisen bleibt einen Fuß über dem Hals stehen. Und so

ist es besser, sich in Frieden zu finden und abzuwarten, was dem Himmel zu entscheiden beliebt.

Folgendes war seit jener Aalpastete im Hotel „Zur Cloche“ geschehen. In Dijon holte uns das Automobil nach Verabredung um 9 Uhr vom Restaurant ab. Die Fahrt ging auf schlechter Straße durch eine mäßig hügelige Landschaft, die von dem unvollständigen und untergehenden Monde zweifelhaft beleuchtet war. Manchmal überfuhren wir Brücken, wo im Finsteren Posten standen, die uns anriefen, aber auf einen kurzen Bescheid des Chauffeurs passieren ließen. Bald waren wir beide eingeschlafen.

Nach zwei Stunden Fahrt ungefähr weckte ein Ruck uns auf. Der Wagen stand, in dichtem Walde; es war rabenschwarze Nacht. Ich hörte, daß der Chauffeur einen Mann auf der Straße fragte, wie weit es noch bis Besançon sei, und die Antwort erhielt: dreißig Kilometer. Bei dem bedenklichen Namen der großen französischen Festung wurde ich stutzig und rief den Chauffeur durch das Fenster an: „Was wollen wir denn in Besançon, das ganz außerhalb unserer Route liegt?“ Er antwortete kurz, daß es keinen anderen Weg gäbe, und setzte den Wagen wieder in Bewegung. Eine halbe Stunde später leuchteten

die ersten Lichter einer großen Siedelung auf und bald fuhren wir in die Straßen der alten Hauptstadt der Franchcomté ein.

In Besançon war es noch lebendig. Sonnabend abend und die politischen Erregungen der Zeit hatten die Bürger wachgehalten und die Cafés und Bars waren noch voll von Gästen. Ich sah meinerseits keinen Grund ein, warum nicht auch wir vor einem solchen Café halt machen und eine Erfrischung zu uns nehmen sollten. Mein Gewissen war rein, mein Paß in Ordnung und ich glaubte, das Recht zu haben, in einem zivilisierten Staate mich in den Normen des täglichen Gebrauches zu benehmen, wie ich wollte. So stiegen wir denn aus und setzten uns in dem Café „La Bourse" zu einem Glase Bier nieder.

Kaum hatten wir zwei Minuten gesessen, als ich bemerkte, daß wir der Gegenstand einer öffentlichen und nicht eben freundlichen Aufmerksamkeit zu werden begannen. Auf der Straße sammelte sich eine Galerie von Leuten, die uns anstarrten; drohende Bemerkungen wurden laut, und man zeigte mit den Fingern auf uns und rief nach der Polizei. Und wirklich erschien in dem Augenblicke, da ich zahlen wollte, ein Gendarm und fragte nach unseren Papieren. Die Scheine

waren in Ordnung, aber der Mann erklärte doch, daß er gezwungen sei, uns in unserem Automobil nach der Mairie zu begleiten, wo sich alles Weitere finden werde.

Es ließ sich nicht verkennen, daß in diesem Augenblick die Lage sich anschickte, etwas schwieriger zu werden. Aus der Ansammlung war ein Tumult geworden. Hunderte von aufgeregten Menschen drängten auf uns ein und Rufe wie „Charogne, à l'eau!" wurden laut. Als das Automobil sich durch diese Menge langsam seinen Weg bahnte, sprangen exaltierte junge Leute auf die Trittbretter hinauf, und durch die Glasscheiben starrten uns wutverzerrte Gesichter an. Doch kann ich wohl sagen, daß weder Lery noch ich in diesem kritischen Augenblick unsere Besonnenheit verloren haben; im Gegenteil, wir waren geneigt, den Zwischenfall von der leichten und literarischen Seite zu nehmen. Das ist doch einmal etwas anderes und ein fruchtbarer Gegenstand, dachten wir und haben uns daran gemacht, möglichst plastische Berichte über dieses interessante Thema zu entwerfen.

In der Mairie wurden wir durch eine Flucht hell erleuchteter Räume in den für Trauungen und Festlichkeiten bestimmten Saal gebracht, wo

wir den Untersuchungsrichter erwarten sollten. Dort fand sich bald eine größere Menge von Bürgern ein, Rechtsanwälte, wie es schien, Journalisten, dabei auch einige Offiziere, die uns alle im Kreise umstanden und anstarrten. Es war offenbar, daß aus uns ein besonderes Wesen gemacht werden sollte; mein Name war genannt worden und ging nun halblaut im Kreise herum, und da ich von der Pressefehde mit den Gebrüdern Cassagnac eine Art von kleiner Bekanntheit genoß, so war hier ein großer Staats- und Spionagefall gegeben, mit dem sich diese Provinzialen jetzt glaubten mausig machen zu können.

In dem Saal herrschte eine Zeitlang Stille, nur von unten tönte in der Mitternacht das Crucifige-Geschrei der durch die Aussperrung noch wütender gewordenen Menge. Und wie ich mich hier so umsah unter diesen schweigenden und bösartigen Gesichtern, da ist mir zum ersten Male die Veränderung, die Verzerrung aufgefallen, die der Krieg in die französische Physiognomie gebracht hat. Diese Leute hier, diese Notare und Kaufleute, sind bisher die umgänglichsten Menschen der Welt gewesen, gesellig, von heiterster und gastlicher Sitte, klar denkend und jede Uebertreibung ironisch abweisend. Was ist jetzt über

sie gekommen, daß sie sich da unten auf der Straße gebärden wie die Hanswurste, daß sie uns hier im Kreise anstarren, wie auf der Südseeinsel die Krabben den einsamen Schiffbrüchigen aus knöchernen Augen anstarren.

Das ist der Verfolgungswahnsinn; der Wahnsinn, der dieses Volk immer wieder faßt, wenn es die Worte Spionage und Hochverrat hört und ernst nimmt. Niemand kennt die französische Nation, der sie nicht einmal in solchem Augenblick sah, wo sie den Schaum vor dem Munde hat. Aber wer ihr einmal so begegnete, der begreift auch ihre seltsam scheckige Geschichte, die immer zwischen klarer Vernünftigkeit und Tobsuchtsanfall wechselt. Wie sie aus der zierlichsten Renaissance in die Bluthochzeit, aus dem Rokoko in die Orgien der Guillotine unmittelbar verfallen konnten, das habe ich in diesen Stunden begriffen, wenn ich auch auf einen solchen historischen Anschauungsunterricht gern verzichtet hätte. Der Prozeß Ludwigs XVI., Bazaine, Dreyfus, alles Anfälle von Paranoia. Das Volk Voltaires, gewiß, aber auch das Volk Marats.

Nach einer Viertelstunde kam der Untersuchungsrichter, ein kleiner, sich absichtlich korrekt gebärdender Herr, und das wichtige Verfahren

konnte beginnen. Wir wurden verhört, unsere Papiere durchaus in Ordnung befunden, und weil das nicht genügte, eine Leibesvisitation angeordnet. Dazu wurde ein jeder von uns zwei tüchtigen Gendarmen übergeben; die Taschen umgekehrt und der Inhalt auf den Tisch geworfen. Geld, Briefe und all das, was man vielleicht aus Besonderheit oder Liebhaberei bei sich zu tragen pflegte, Bilder und Andenken, die man keinem zeigte, werden beschnüffelt, mit schmierigen Händen betastet und im Kreise herumgereicht; die Koffer aufgerissen, und mit dem Schaum vor dem Munde kriechen sie hinein und durchwühlen verdächtige Nebentaschen. Seit langen Jahren trage ich eine kleine chinesische Buddhafigur aus Jade bei mir als Amulett oder Schutz oder sonstwie. Was ist das? Warum trägt der Spion das bei sich; ist es vielleicht hohl und steckt ein Plan für den deutschen Generalstab darin? Bei Lery finden sie das Bild seines verstorbenen Vaters, kleiner alter Herr mit grauem Backenbart. Sie stecken die Köpfe zusammen und sehen sich mit ahnungsvollen Blicken an. Wer ist das? Das ist mein Vater, antwortet Lery. Eine gellende Lache. Vater ist gut; seit wann hat ein Spion einen Vater? Selbstverständlich ist es das Porträt

eines Generals und dürfte die Belohnung für gut geleistete Spionendienste darstellen. Ganz gefährlich aber wird die Sache, wie man bei mir zwei griechische Bücher entdeckt. Es ist die Odyssee des Homer in der vortrefflichen kleinen Taschenausgabe des Jahres 1837 von Tauchnitz, die ich einmal auf den Kais in Paris gekauft habe. Der Gendarm schiebt seine Nase in das Buch, versteht die milden jonischen Lettern nicht, dreht die Sache um, ob es vielleicht von der anderen Seite besser geht, und meldet dem Untersuchungsrichter: Dieses Individuum hat Bücher in protestantischer Schrift bei sich.

Immerhin ließ sich beim besten Willen nichts finden, was zu einer Verhaftung genügt hätte, und der Untersuchungsrichter mußte uns erklären, daß wir jetzt frei seien und unsere Reise fortsetzen könnten. Es war drei Uhr morgens, der Chauffeur, der uns bis hierher gebracht hatte, weigerte sich, so verdächtige Passagiere weiterzubefördern, und die Eisenbahnen fuhren nicht mehr. So verabredeten wir mit dem Richter, daß wir in dieser Nacht im Hotel schlafen sollten; am nächsten Morgen würde er dann selbst uns in einem Automobil abholen und unter Geleit an die Grenze bringen lassen.

Den kurzen Rest dieser Nacht haben wir demnach in einem benachbarten Hotel zugebracht, und während dieser Zeit sind in irgendwelchen Bureaus bei Lampenlicht zweifelhafte Gesichter beieinander gewesen und haben den Plan entworfen; Mittel wurden ersonnen, wie man die gefährlichen Spione doch noch festhalten könnte; und falsche Zeugen sind gegen gute Bezahlung gern bereit gewesen.

Am nächsten Vormittag erschien der Untersuchungsrichter zwar nicht, wie er versprochen hatte, wohl aber präsentierten sich vier Polizisten, die uns abermals verhafteten und zur Mairie zurückbrachten. Dort haben wir im Wachtlokal den ganzen Tag sitzen müssen, während draußen eine fürchterlich erregte Menge schrie und brüllte. Erst am Abend kam der korrekte Herr Untersuchungsrichter; es schien, als sei er in Verlegenheit, er trat auf uns zu, sah uns nicht in die Augen und sagte: „Ihr Fall hat sich verschlechtert; ein Bürger dieser Stadt will beschwören, daß er Sie schon vor vierzehn Tagen in Besançon gesehen hat."

Der falsche Zeuge hatte sich gefunden.

„Wie heißt der bestochene Halunke?" fragte ich.

„Sie werden sehen; vorläufig hat der Staatsanwalt eine förmliche Anklage wegen Spionage erhoben, und ich bin gezwungen, Sie beide in Gewahrsam zu nehmen."

Eine Droschke fährt im inneren Hofe vor, Lery und ich steigen ein, und zwei Polizisten setzen sich zu uns. Im Schritt geht es durch die Straßen, an großen Parks vorüber, zur Stadt hinaus und einen Hügel aufwärts. „Wo geht das hin?" fragt Lery, der immer noch nicht begreifen will. „Ich glaube, ins Gefängnis", antworte ich.

Da oben auf dem Hügel ein graues Gebäude, verdächtig rund und zentralisiert; mit kleinen Fenstern in langen Reihen. In der Dämmerung liegt es geduckt und breit da wie eine Kröte. Und nun knarren Tore und Eisen klirrt und zwei ehrliche Menschen treten in den Bereich der Schande, in die zweifelhafte Atmosphäre der Alibis, von der sie wohl gehört und in Prozeßberichten gelesen haben, ohne zu ahnen, wie schnell und glatt man in diese Bezirke geraten kann. Durch einen langen und finsteren Gang geht es, der mehrere Galerien hat; überall kleine Türen, eine scheußlich genau so wie die andere; alles still und fest verschlossen, und doch ahnt man hinter jeder ein gefesseltes Menschen-

elend. Wir müssen unsere Sachen abgeben; Uhr, Ringe, Kette, aller Zierat und Schmuck abgerissen, daß du dastehst wie ein Lump; nur den Trauring lassen sie mir, und er wird in furchtbaren Tagen an verlorenes Glück erinnern können. Dann führt uns der Wächter zu unseren Zellen. Einen Augenblick bleibt er stehen, hält die Laterne hoch und mustert uns beide; irgend etwas scheint ihn anzukommen. „Bevor Sie sich trennen," sagt er, „können Sie Ihrem Kameraden Lebewohl sagen." Lery und ich fallen uns in die Arme; ich fühle, wie der arme Mensch zittert; ich kann ihn nicht mehr sehen in der Nacht dieses Kerkers und weil mir die Tränen schwer aus den Augen fließen.



In den Gefängnissen.

Besançon, Zellengefängnis, 3. August. Werden wir uns zunächst in aller Ruhe über die Einzelheiten des gegenwärtigen Zustandes klar. Zelle von ungefähr 6 Meter Länge und 4 Meter Breite. Schön hoch und luftig. An der einen Seite in der Höhe ein großes Fenster, das durch eine umständliche Maschinerie geöffnet und geschlossen werden kann. Darunter am Boden entlang läuft die dicke Röhre der Warmwasserheizung, die — Gnade mir Gott — für die langen Abende des kommenden Winters ein trauliches Heim verspricht. In der anderen Wand eine enge Nische, in der ein notwendiger Eimer steht; hat man ihn benutzt, so schiebt man ihn tief in die Nische zurück, wo er dann vom Gang aus zur Säuberung abgeholt werden kann. Aeußerst praktisch. Doch mangelt das Papier, das man zu diesem Behufe in Europa anzuwenden pflegt; ich ersetze es durch Brotrinde, die ich allerdings nach Gebrauch wegwerfen werde.

Die Tür fest verrammelt, darin eine Klappe und in dieser Klappe wiederum das berühmte kleine Loch, durch das der Wärter dich jeden Augenblick beobachten kann. Es ist zu empfehlen, nicht unvorbereitet auf dieses Loch zu sehen, weil du sonst heftig erschrecken könntest. Denn dann siehst du dort etwa ein großes Auge, das dich schweigend anstarrt und jede deiner Bewegungen verfolgt; und in der allgemeinen Stille des Kerkers, wo man keinen Schritt gehört hat, wirkt das ziemlich unheimlich.

Ich kann mir mein Essen gegen Geld kommen lassen von einem Restaurant nebenan, und anfangs ist das ganz vorzüglich. Braten, Obst, eine Flasche Bier. Dann wird es allmählich schlechter; an Stelle des Bratens kommt ein Knochen, die Flasche Bier ist zur Hälfte leer; und schließlich teilt mir der Wärter mit, daß kein Essen mehr geliefert werden könne. „Warum nicht?“ frage ich. „Es ist doch so in der Gefängnisordnung vorgesehen.“ Keine Antwort. Doch kann ich sie mir selber geben. Der Restaurateur von nebenan hat erfahren, daß ich ein Deutscher bin, und weigert sich nun, mir Essen zu liefern. Denn er ist ein Patriot und muß diesen Patriotismus irgendwie bekunden, sei es auch durch eine Gemeinheit.

Zellengefängnis, 5. August. Man verbringt den Tag mit Auf-und-ab-Gehen, und ich mache die Wahrnehmung, daß ich nirgendwo so viel Bewegung gehabt habe wie hier in der Zelle. Immer von der Ecke rechts vorn am Fenster zu der Ecke links hinten, wo jener Eimer steht. Wie die wilden Tiere im Zoologischen Garten, deren unruhiges Käfigwandern ich zu verstehen beginne. Und über mir in der Zelle der oberen Galerie höre ich gleichmäßige Schritte den ganzen Tag; ein anderes wildes Tier, das da oben in seinem Käfig unstet auf und nieder rennt.

Es wäre nun die schönste Gelegenheit, sich der Philosophie zu befleißigen und an den Brüsten der Weisheit zu trinken. Aber man hat mir meine Bücher fortgenommen und gibt sie nicht heraus; und was mir der Wärter aus der Gefängnisbibliothek bringt, das ist Kinderlektüre, meistens Jules Vernes Romane, aus denen die Hälfte der Seiten herausgerissen ist.

Immerhin: wozu hat man gelesen sein ganzes Leben lang und geistigen Stoff gesammelt in den Kammern des Gehirns, wenn man jetzt in den Stunden des Mangels nicht davon leben sollte? Wie der Dachs, irre ich nicht, sich den Sommer über vollfrißt und dann im Winterschlaf von dem

gesammelten Fette schlafend zehrt, so werde auch ich jetzt von der ätherischen Materie, die ich aus tausend Büchern gesammelt habe, langsam und ökonomisch meine Einsamkeit nähren.

Zunächst fange ich mit der Zoologie an und gehe auf und ab wandelnd das ganze System der Tierwelt durch (nach Hertwig), von den gänzlich unkultivierten Bazillen bis herauf zu dem Menschen, welcher, wie bekannt, und wie er es ja jetzt beweist, die Krone und das Ziel der ganzen Schöpfung darstellt. Das beschäftigt mich drei Vormittagsstunden, und da bin ich glücklich bis zu den Ringelwürmern geraten. Bin ich mit der Zoologie fertig, könnte man alles durchgehen, was noch von der Geschichte bekannt ist, mit allen erreichbaren Daten, oder eine griechische Grammatik rekonstruieren, oder so.

Jeden Nachmittag aber ist eine Stunde Spaziergang, und das ist das Erfreulichste am Tage. Wenn die Zeit so weit sein muß, läuft der Gefangene schneller und unruhiger in der Zelle auf und ab — wiederum wie die wilden Tiere, wenn es nämlich gegen die Fütterung geht — denn er hat Angst, daß er vielleicht aus Versehen diesmal übergangen werden könnte. Dann klirrt der Wärter an der Türe, und durch den

Galeriegang wird man in einen kleinen Sektor vom Hof geführt, ein schmales Dreieck, das von höchsten Mauern umgeben ist. Aber die Mauer kann noch so hoch sein, oben strahlt doch der Augusthimmel, durch den bisweilen eine Schwalbe die graziöse Kalligraphie ihres Fluges zeichnet. Und an der vorderen Seite des Dreiecks ist ein vergittertes Fenster, durch das man nun eine Stunde lang auf den kleinen Gemüsegarten der Frau Gefängnisdirektorin sehen kann. Salatbeete sind da, Tomatenstauden mit halbreifen Früchten und ein Kirschbaum, der Schatten gibt. Habe ich Glück, so sitzt unter dem Kirschbaum die Gefängniskatze und schläft. Ich rufe ihr zu, und sie kommt heran und spinnt; sie ist ein unvernünftiges Tier, das die Artikel des Herrn Barrés nicht gelesen hat; deshalb kennt sie keinen Patriotismus und fraternisiert mit mir. Und so habe ich noch eine Art von Verkehr und Leben, und mit dem Rauschen des Windes und dem Flüstern der Zweige da draußen bin ich noch teilhaftig der Welt und ihres Geschehens.

Von den Mitgefangenen sehe ich bei dieser Promenade nichts. Nur einmal, als ich von meiner Zelle herauskam, wurde mein Nachbar gerade hereingebracht. Eine Sekunde lang sahen

wir uns in die Augen. Es war ein älterer Mann, offenbar besserer Kondition, mit Brille und einem sehr bürgerlichen Strohhut, und machte den Eindruck etwa eines Botanikprofessors. Welchen Eindruck ich meinerseits auf ihn gemacht habe, werde ich nie erfahren.

Zellengefängnis, 6. August. Ist der Krieg ausgebrochen oder nicht, das wäre jetzt einmal festzustellen. Als man mich einsperrte, war es der 2. August; damals sahen die Dinge böse aus, aber sie konnten sich immer noch wiederherstellen. Und seit der Zeit fehlt mir jede Kunde.

Der Wärter, der mir mein Essen bringt, sagt nichts, weil er nichts sagen darf; und sonst ist nirgendwo in dem einförmigen Dienst des Gefängnisses etwas Verdächtiges zu bemerken. Verdammt. Da hat man als Journalist sich jahrelang mit Kruppzeug von Ereignissen abgeplagt, mit Prozessen und Ministerkrisen; und gerade jetzt, wo wirklich einmal etwas Lebhafteres los ist, werde ich luftdicht abgeschlossen und in die Grube gesteckt.

Es ist zwar streng verboten, durch das Fenster da oben hinauszusehen, aber ich wage es doch und klettere hinauf, ob ich vielleicht so irgend etwas von öffentlichen Vorgängen wahrnehmen kann. Da draußen ist eine Mauer zu sehen, über die der

Gipfel eines Baumes ragt, und weiter hinten eine höhere Mauer; auf dem Baume sitzt eine Goldammer und singt ihr Abendlied. Das ist alles. Von all den Geräuschen, die der Planet jetzt in den Weltraum abgibt, von dem Marschieren der Menschen, dem Rollen der Wagen und den verlogenen Ministerreden höre ich nur diesen Vogel, der Gott dem Herrn den Frieden seiner Seele singt.

7. August. Sicher ist, daß ich wahnsinnig werden würde, wenn diese Einzelhaft noch mehrere Wochen dauern sollte. Im ersten Augenblicke ist man geneigt, die Vorzüge der Einsamkeit zu schätzen; Ruhe, Sammlung, Möglichkeit einer inneren Einkehr und Nachschau. Dazu: kein Telephon, kein guter Freund, der am stillen Nachmittage zu dir kommt und dir zwei Stunden lang erzählt, wieviel er in seiner Schweizer Pension bezahlt hat. Wenn irgendwann und irgendwo, so ist jetzt und hier die Gelegenheit geboten, eine Inventur deines geistigen Bestandes aufzustellen und die Bilanz zu ziehen. Dieses wäre ja schon deshalb empfehlenswert, weil, lieber Freund, die fatale Prozeßangelegenheit jeden Augenblick etwas plötzlich und unwiderruflich schließen könnte. In solcher Lage, kurz vor einem möglichen Tode, pflegt man Rückschau zu halten, und

wo ginge das besser als hier, da der Posten draußen so getreulich Wache hält.

Aber es gelingt nicht; die Ruhe macht unruhig, die Stille nervöser, als mich je der Lärm der Pariser Straße gemacht hatte. Ich sehne mich nach einem Menschen und wäre es einer der Ringnepper, die hier in den benachbarten Zellen sitzen mögen; wie gute Kameraden würden wir werden. Die Bruderschaft, die zwischen Mensch und Mensch geht, erkennt man erst, wenn man vollkommen herausgeschnitten ist aus dem Gewebe der Gesellschaft. Es ist das ein geheimes Fadenwerk, das wir am Alltag nicht sehen; wir streiten uns mit jemandem, er ist uns unsympathisch, weil er schlechte Manieren hat oder weil er sächselt, und doch hält uns seit den Morgenzeiten der Welt ein unzerreißbares Band an ihn; und unglücklich der, der rings herausgeschnitten ist, daß er auf der Erde liegt wie ein wertloser Fetzen.

Es gibt ja wohl auch im Leben draußen Leute, die sich einsam fühlen, ja, die mit ihrer Einsamkeit prahlen, aber das ist nicht das Echte. Sie haben doch immer noch die Wirtschaftsfrau oder auch den Oberkellner, und der Friseur teilt ihnen wenigstens den neuesten Witterungsbericht mit. Ich habe mal einen jungen Schriftsteller gekannt,

der jede Nacht bis drei Uhr am literarischen Stammtisch saß und dann das „Tagebuch eines Einsamen“ herausgab; er verstand nämlich unter Einsamkeit die adlige Unverstandenheit seiner hohen Seele. Hier habe ich sie, die Einsamkeit, echt, stumm, furchtbar und kenne sie nun für das Leben; und vielleicht ist auch diese Erkenntnis ein Vorteil. Man muß in so biblisch-naive Lage geraten, um die Begriffe in ihrer Einfachheit zu fühlen, um die echte Welt von literarischem Fatzkentum scheiden zu können.

Jedoch und kurz gesagt: es ist langweilig, und angestrengt suche ich nach einer Abwechslung. Die Spinnen im Winkel, die sonst in den Berichten aller intellektuellen Strafgefangenen vorkommen, gibt es hier nicht, denn die Anstalt ist musterhaft sauber gehalten, und ich muß jeden Morgen meine Zelle ausfegen. Einmal kommt durch das offene Fenster ein weißer Schmetterling hereingegaukelt und fliegt wieder hinaus; aber ich verzichte, meine diesbezüglichen Gefühle zu schildern, denn auch das ist zu sehr abgegriffene Gefängnisromantik.

Dagegen habe ich Raupen, und das ist die größte Sensation meines Innenlebens. Sie sind weiß und geschwänzt und kriechen die Fensterwand in die Höhe. Wenn sie ungefähr zwei Fuß hoch sind, fallen sie wieder herunter, manövrieren

ein wenig am Boden herum und fangen von neuem an. Gute Gelegenheit, zwei Stunden darüber nachzudenken, warum sie dieses tun und wieso sie die Nutzlosigkeit ihres Unternehmens nicht längst eingesehen haben.

Und einmal gibt es etwas ganz Neues und Großes. An dem Heizungsrohr, das durch meine Zelle läuft, wird ein helles metallenes Klopfen laut. Ich setze mich auf das Rohr und horche. Das Klopfen ist rhythmisch kadenziert wie das Arbeiten des telegraphischen Apparates und will offenbar etwas sagen. Und plötzlich erschallt, erschreckend nah bei mir, als käme sie aus meiner Zelle selbst, eine flüsternde Stimme, die auf Französisch ruft: „Ich bin 24 Jahre alt; ich bin aus Belfort; ich kenne ein Mittel zur Flucht." Selbstverständlich habe ich nicht geantwortet, weil ich sein Gesicht nicht sah und nicht wußte, wer da sprach. Und dann: wenn er wirklich ein so gutes Mittel kennt, um aus dem Gefängnis zu fliehen, so hätte er vorher schon ein Mittel wissen müssen, um nicht hineinzugeraten. Denn so schlimm die Welt auch sein mag, es ist leichter, das Gefängnis zu vermeiden, als herauszukommen.

Militärgefängnis Besançon, August 1914. Ich besteige meinen Kalvarienberg. Weil nämlich

jetzt der Belagerungszustand erklärt wurde, ist der Prozeß von der bürgerlichen Justiz auf das Kriegsgericht übertragen worden, und so hat man vor zwei Tagen Lery und mich aus dem Zellengefängnis geholt und in das Militärgefängnis auf der Zitadelle übergeführt.

Vor dem Kriegsgericht in Kriegszeiten als Spion verklagt: das will heißen Ja oder Nein. Wenn nein, freigesprochen; wenn ja, eine Stunde später im Festungsgraben erschossen.

So werden wir eines Nachmittags aus unserer Zelle geholt und in den Gefängnishof gebracht, wo schon einige andere ebenso zweifelhafte Erscheinungen warten. Der bekannte grüne Wagen fährt vor und wir steigen einzeln ein. Dieses Gefährt, das ich, offen gestanden, bisher nur von außen kannte, ist in seinem Innern außerordentlich praktisch eingerichtet und kann als ein Muster des Prinzips der Raumersparnis gelten. Ein Mittelgang läuft hindurch, rechts und links davon sind kleine flache Schränke und in jedem dieser Schränke hat ein Mensch zwar nicht Platz, aber er wird doch hineingesteckt, zu welchem Zwecke er nur ein wenig plattgedrückt zu werden braucht. Das geht ganz vorzüglich. Man ist da in einer halb sitzenden, halb stehenden Lage und

so sicher festgeklemmt, daß, wenn der Wagen auf den Kopf gestellt werden würde, keiner von uns herausfallen dürfte. Zwanzig Kavaliere können auf solche Art gleichzeitig befördert werden, ohne daß einer mit dem anderen in Verbindung treten könnte.

In jedem Schrank ist oben eine Art von Sieb angebracht, das nach außen geht und die nötige Luft herbeiführen soll, damit der Passagier nicht völlig erstickt, welches administrative Schwierigkeiten zur Folge haben würde. Aber siehe da, zur Not kann man auch durch dieses Sieb hinaussehen, und dieses endlich wäre die Gelegenheit, von den Vorgängen draußen etwas zu erfahren.

Während der ganzen Fahrt spioniere ich hinaus. Viel Militär in den Straßen. Auf den Plätzen schönes Vieh, das in provisorischen Verschlägen eingezäunt ist. Und an den Ecken der öffentlichen Gebäude große Plakate: „Letzte Nachrichten von der Front“ und „Rede des Präsidenten der Kammer“ und „Telegramme des Kriegsministeriums“. Der Krieg ist da. Daß er einmal kommen würde, habe ich geahnt wie alle anderen; daß ich seine ersten offiziellen Dokumente durch die Luftlöcher des grünen Wagens

erfahren würde, dieses konnte ich weniger voraussehen.

Nach einstündigem Gewackel hält unsere Fahrgelegenheit, und man holt uns wieder einzeln aus dem Wagen heraus. Wir stehen auf einem großen Platze, an dessen einer Seite der Abhang des Zitadellenberges aufsteigt; und wie das immer so ist, wenn ein grüner Wagen hält, es hat sich viel Volk angesammelt, um die Verbrecher zu besehen. Frauen, Kinder und jenes halbwüchsige Geschlecht, das jetzt die Straße beherrscht. Während ich aussteige, habe ich das Gefühl, daß der Eindruck, den ich auf dieses Publikum mache, nicht günstig ist; seit zehn Tagen bin ich nicht rasiert, kein Kragen, keine Krawatte; und weil man mir den Schuhknöpfer weggenommen hat, klappen meine Stiefel weit auf. Daß demnach die Menge entsetzt aufschreit bei meinem Anblick und die kleinen Kinder sich ängstlich an ihre Mütter schmiegen, ist zu verstehen; doch sei zugegeben, daß diese Art von Empfang mich etwas verstimmt. Vor vierzehn Tagen noch bin ich in hochmütigen Automobilen über den Tuileriengarten gefahren; jetzt werde ich wie ein Stück Schlachtvieh aus dem Wagen gezogen. So scheinen die alten Weisen doch recht gehabt zu haben, die in den Schulbüchern von dem

Wankelmut des Glückes sprachen, und ich meinerseits kann diese Warnung nur bestätigen. Glaubt nicht, Freunde, daß ein ordentlicher Lebenswandel euch vor dem Zuchthaus sicherstellt; und wenn ihr wieder einmal seht, wie schäbige Individuen aus dem grünen Wagen geholt werden, so tut euch nicht mausig mit eurem bürgerlichen Abscheu, sondern empfindet vielmehr einiges Erbarmen.

Was klirrt da so verdächtig stählern im Hintergrunde? Das sind die Ketten, mit denen wir jetzt gefesselt werden. Immer zwei zusammen, die rechte Hand des einen an die linke des anderen. Und nun vorwärts den steilen Berg hinauf, die Soldaten zur Seite, die uns durch herzhafte Zurufe ermuntern: „Vorwärts, Schwein, oder ich stoße dir das Bajonett in dein faules Fleisch." So geht es durch die Anlagen hinauf, wo auf sauberen Wegen weißgekleidete Damen zierlich spazieren; aber die gehen schnell zur Seite, wenn sie den Zug der Gefesselten kommen sehen und klirren hören; denn man kann nie wissen, ob diese Bestien auch wirklich fest genug angebunden sind.

Erneute Untersuchung im Bureau der Zitadelle oben, zu welchem Behufe man splitternackt ausgezogen wird. Ein Sergeant steckt mir den

Finger in den Mund und fuhrwerkt darin herum; ein anderer interessiert sich für die entgegengesetzte Partie meines Körpers. Zu diesem Zwecke stellt er sich hinter mir auf und kommandiert: „Bücken Sie sich und machen Sie die Beine breit.“ Ich tue wie gewünscht und er steckt seine Nase weit in jene Vertiefung, die an der unteren Seite eines jeden Menschenkindes angebracht ist. Wie leicht hätte der Spion an diesem heimlichen Orte einen Brief an den deutschen Generalstab verstecken können.

Geklirr großer Schlüssel und durch die Gänge zu der Zelle. Eine niedrige Tür; gewaltige Riegel werden aufgeschlagen und ein finsteres Loch tut sich auf. Entsetzt weiche ich zurück, mit dem körperlichen Instinkte des Tieres, das vor dem Schlachthof zurückscheut. Da will ich nicht hinein, und da kann ich nicht hinein. Aber es geht doch, wenn ein tüchtiger Fausthieb gegen die Schultern nachhilft. Und ich werde in diesem Loche hocken, 32 Sommertage hindurch.

*

All das ist natürlich nur ein Traum. Wie oft hat man so etwas geträumt und war dann heilfroh, wenn man sich in dem sicheren Bette wiederfand. Ich werde jetzt gleich erwachen, nach links greifen und ihre Hand finden. Dann drehe ich

das elektrische Licht an und sage: Kind, denke dir, welchen fürchterlichen Traum ich soeben gehabt habe. Mir war, daß ich in einer finsteren steinernen Zelle eingeschlossen lag, auf Tod und Leben angeklagt. Und sie antwortet: Wie kann man solchen Unsinn zusammenträumen; laß mich schlafen.

*

Immerhin: in diesem tiefsten Elend finde ich nun ein Glück; ich finde einen Menschen.

Kurze Zeit bin ich in meiner Zelle, da klirrt und klappert es draußen auf dem Gang. Oben über meiner Tür ist ein kleines vergittertes Loch, durch das man hinaussehen kann. Ich klettere hinauf und sehe in dem Zwielicht des Gefängnisganges draußen, daß einer von jenen Vagabunden, die mit mir den Berg hinaufgebracht worden sind, in die Zelle gegenüber geführt wird.

Auch diese Zelle da drüben hat oben ein ähnliches Gitterloch und so könnte man mit dem Nachbar korrespondieren. Nachdem die Wache fort ist und wieder Ruhe in dem Grabe herrscht, rufe ich „Pst" und huste. Ein struppiger schwarzer Kopf taucht da drüben auf: der Gefährte. Wir stellen uns einander vor: der Vagabund ist der Gymnasiallehrer Professor Dr. M. aus R., und er sieht

aus wie ein Vagabund, weil man ihm in Besançon die Kleider zerfetzt und die Haare vom Kopfe gerissen hat. Und vier Wochen lang wird er mir jetzt ein guter Nachbar sein; immer oben durch das kleine Gitterloch erzählen wir uns unsere Geschichten und Schicksale, oder sprechen von den Frauen daheim, oder machen Witze. Oder aber wir treiben ganz einfach Literaturgeschichte, weil wir alle beide Philologen sind.

Sonst ist das Leben eher als einförmig zu bezeichnen. Morgens wird man auf eine Viertelstunde in den ummauerten Hof gelassen, wo man sich unter dem Waschtrog säubern darf und einige Male als Promenade auf und ab rennt; den Rest des Tages, also 23¾ Stunden, ist man in der Finsternis eingesperrt und nützlichen Erwägungen überlassen.

Die Zelle ist ungefähr 4 Meter lang und 1½ Meter breit, wovon noch ein großer Teil durch die hölzerne Pritsche weggenommen wird. In diesem Raume ist es schwer, auf und ab zu gehen, und doch tue ich es auch hier rastlos den ganzen Tag und zähle dabei, wie oft ich gegangen bin, und messe die Strecke. Bin ich 125mal die Zelle auf und nieder gegangen, so war das ein Kilometer. Wäre ich von meiner Wohnung in Paris aufgebrochen

in der Richtung auf das Abgeordnetenhaus zu, so stände ich jetzt auf der Konkordienbrücke und hätte nach links dieses große Städtebild: den silbern fließenden Fluß, die hohen, ragenden Flügel des Louvrepalastes und in der Ferne die Mutter Notredame, die so ernst herüberschaut. Immer ist es mir, wenn ich auf jener Brücke stand, erschienen, als ob die Notredame mich aus ihren tiefen Fensteraugen warnend anblickte; vielleicht hat sie mir etwas gesagt und ich habe es nicht verstanden; von der Seele dieses Volkes, und daß dem Ziehen der Alltage nicht zu trauen wäre.

Was die kulinarische Seite der Angelegenheit betrifft, so gibt es des Morgens an Stelle des Kaffees der Einfachheit halber gar nichts. Wenn ich will, kann ich kaltes Wasser trinken, niemand wird mich daran hindern, denn die Franzosen sind großmütig; aber dieses Wasser ist schlecht und verursacht Durchfall, und so lasse ich es lieber. Mittags gibt es einen Napf heißer Brühe mit einem kleinen Stück Fleisch darin; abends wieder heiße Brühe, aber ohne Fleisch. Bisweilen schwimmen in dieser Brühe ein paar Raupen, die weißlich und zusammengekrümmt sind, und die schmecken wie Krabbenschwänze.

Ein schöner Augenblick aber findet sich am

Tage, des Nachmittags nämlich, wenn die Kantine gebracht wird. Das sind die kleinen Lebensmittel, die der Gefangene sich als Zugabe zu der allgemeinen Kost für sein eigenes Geld kaufen kann. 45 Centimes darf ich jeden Tag ausgeben, was ausreicht für ein Stück Schokolade und ein kleines Glas sauren Rotweines. Ich kaue die Schokolade lange, um ihre festliche Süße viel zu spüren, den Wein aber trinke ich mit einem Zuge herunter, damit er seine Wirkung habe. Dann wird es flimmernd hell in meiner Finsternis und ein kleiner Rausch kommt hineingefunkelt, wie ein Gruß von den sonnigen Weinbergen der Freiheit.

*

Und nun triumphiere die Findigkeit des Journalisten über alle diese Widerstände, denn hier gilt es nun endlich Nachrichten über die äußeren Vorgänge zu bekommen. Die Luke meiner Zelle geht auf den Hof hinauf, und über diesen Hof kommen im Laufe des Tages französische Soldaten, bleiben stehen und erzählen sich etwas. Stundenlang hänge ich an diesem Lauschposten und horche. Sehen kann ich sie nicht, denn die Luke ist nach unten mit Brettern zugenagelt, aber aus ihren Gesprächen läßt sich doch manches

Nützliche aufschnappen; und habe ich Glück, so bleibt einer unter dem Fenster stehen und liest seinem Freunde aus der Zeitung vor.

Und so erfahre ich denn: der Deutsche Kronprinz ist tot; der Kaiser hat schon zweimal Tobsuchtsanfälle gehabt; die Franzosen haben den Rhein überschritten und dringen durch den Schwarzwald schnell auf Berlin vor. Von der anderen Seite drücken die Russen allen Widerstand nieder wie eine Straßenwalze und haben die Vororte Berlins erreicht. Dazu ausgiebige Berichte über deutsche Greueltaten; weibliche Brüste werden abgeschnitten, Kinder auf die Bajonette gespießt, Abbés zu Hunderten vor den Kirchentüren niedergeschossen. Und der Lauscher schließt daraus, daß etwas an all diesen Berichten nicht stimmt; wenn die Deutschen so wüst vorgehen, werden sie wohl auf feindlichem Boden stehen, denn trotz aller ihrer Gemütsroheit wird man es ihnen kaum zutrauen wollen, daß sie die weiblichen Brüste im eigenen Lande abschneiden.

Und nach einigen Tagen werden die Meldungen denn auch bescheidener. Warum wird der Name der großen belgischen Festung Lüttich so häufig genannt? Und welches sind die Forts, die

so heldenmütigen Widerstand leisten, wie in dem da eben verlesenen Zeitungsberichte stand? Heldenmütig? So spricht kein Franzose von deutschen Forts. Da fragt einer: Ja, aber was wird, wenn auch diese Armee keinen Widerstand leistet? Und eine weibliche Stimme, die klagt: diese armen Provinzen des Nordens . . . und da weiß ich alles. Die Deutschen stehen in Nordfrankreich. Diese fünf Worte, von einer klagenden Frau gesprochen, haben mir die Geschichte der großen Ereignisse eindringlicher erzählt, als fünfzig Kriegsberichterstatter in Khaki vermocht hätten.

Ja, es gelingt sogar, veritable Zeitungen zu haben, und dieses muß als ein Gipfel der Technik bezeichnet werden.

Nämlich: immer, wenn wir des Morgens auf zehn Minuten auf den Hof gelassen werden, müssen wir einen Eimer hinausbefördern, der tagsüber in unserer Zelle steht und einem gewissen Zwecke dient. Man trägt das über den Hof zum Abtritt, wo eine Entleerung und Säuberung zu erfolgen hat. Dieser Ort wird tagsüber von französischen Soldaten benutzt. Und, wie das so zu sein pflegt, da liegen und schwimmen in der abgelagerten Materie allerlei Papierfetzen herum, die man sich leicht denken kann. Sie sind nicht ganz sauber,

niemand wird das von ihnen erwarten; aber es sind doch Zeitungen mit den Posten aus der großen Welt; und da hilft nichts, die müssen wir haben. Während ich mich neben der naiven Brille niederknie, habe ich einen Augenblick die Erinnerung, daß ich vor kaum drei Wochen meine politischen Nachrichten von Ministern und Botschaftern bezogen habe. Jetzt stecke ich den Kopf tief hinab und fische die beträchtlichsten dieser Organe heraus. Das wird in den Eimer gelegt, auf dem Hof unter der Wasserleitung leicht bespült und an dem ahnungslosen Wärter vorbei in die Zelle befördert.

Dort breite ich meine Papyri auf der Fensterbrüstung aus, wo gegen Mittag eine Ahnung von Licht ist und lese. Und keiner der Patrioten, die jetzt bei Josty den neuesten Heeresbericht mit Schlagsahne konsumieren, kann ein so bräutliches Entzücken empfinden.

Auch den Namen des neuen Papstes Benedikt XV. habe ich auf einem solchen Blatt zum ersten Male gelesen.

*

Seit vierzehn Tagen habe ich die Sonne nicht mehr gesehen. Morgens, wenn wir spazierengehen, scheint sie noch nicht, und in meine Hölle dringt ihr allbarmherziger Strahl nicht ein. Nur

bei Sonnenuntergang erscheint an dem Holzverschlag der Luke ein runder goldener Fleck, so groß wie ein Pfennig, und schleicht trübselig auf die Wand zu. Wenn ich den Arm weit ausstrecke, kann ich gerade die Fingerspitze in dieses Licht tauchen; und das nenne ich dann mein Sonnenbad nehmen.

Aber die Sterne sehe ich nachts, denn einen ganz schmalen Streifen Himmel läßt die Luke hindurch. Abends gegen neun Uhr flimmern da draußen einige besonders helle Lichter und ich stelle fest, daß sie zu dem Bilde der Cassiopeja gehören, diesem schönsten Sternarrangement unseres Himmels. Liebes gnädiges Gestirn; wenn ich jemals wieder herauskomme, werde ich eine Schale Wein trinken, in der dein Licht sich gespiegelt hat.

*

Zusammenbruch; denn vielleicht ist es doch ein bißchen zu viel. Ich werfe mich auf meine Pritsche und heule eine Stunde lang. M., der stärker und wurstiger veranlagt ist als ich, ermutigt mich durch das Gitterloch und ruft mir Trost zu. Beten Sie doch einmal ein Vaterunser, sagt er; ich probiere dieses alte Hausmittel und bemerke, daß es für einige Stunden beruhigend wirkt.

Ueberhaupt möchte ich von mir selbst und anderem den Eindruck vermeiden, als hätte ich meine Heimsuchung nur mit heldenhaftem Humor bestanden. Wer seine eigenen Erlebnisse beschreibt, der lügt immer, und jede Selbstbiographie ist eine Komödie mit gut vorbereiten Abgängen und effektvollen Repliken. Aber am meisten wird zur Schauspielerei neigen, wer in ein besonders schweres Unglück gerät, in das Gefängnis oder so etwas, in eine Situation also, deren Temperamente sich von der bürgerlichen Leserschaft nicht nachprüfen lassen. Das ist dann eine herrliche Gelegenheit, mit eigentümlichen Gefühlen zu paradieren, mit Seelengröße oder mit Ergebenheit zu renommieren, oder sich mit Jesus Christus zu vergleichen.

Ueberhaupt sollte der Schriftsteller sich begnügen, das Schicksal fremder Menschen zu bilden, das er formen kann wie der Künstler den schmiegsamen Ton, sollte es aber vermeiden, seine eigenen Passionen zum besten zu geben, da er ja niemals eine echte Passion schlicht empfunden hat wie ein anderer Mensch. In alles, was der Novellist erlebt, wird sich stets der infame Gedanke mit hineinmischen: wie mache ich einen Artikel daraus? Der lyrische Dichter, der zu seiner Geliebten ins Bett

steigt, wird in diesem Augenblick zu skandieren anfangen; und legt einen Feuilletonisten auf die Bank und haut ihm fünfundzwanzig über, so könnt ihr versichert sein, daß er gleichzeitig diese Sache schon in eine gefällige Prosa umzusetzen beginnt. Durch dieses Doppelleben wird das Glück gemindert. Ich habe in den fürchterlichsten Stunden nie aufgehört, immer gleich im Augenblicke und instinktiv all dieses Unglück literarisch zu verarbeiten. So war mein Elend nicht ganz rein, aber eben deshalb leichter zu ertragen.

Wie dem auch sei, ich möchte das Geständnis ablegen, daß ich kein Held gewesen bin, sondern klare Furcht empfunden habe. Jeden Abend habe ich mich mit dem Gedanken zur Ruhe gelegt, daß dieses vielleicht die letzte Nacht sein könnte. Denn die französischen Kriegsgerichte arbeiten in solchen Fällen mit einer Promptheit, die sonst nicht in den Gewohnheiten der Verwaltung liegt. Vormittags um elf erfährt der Delinquent, daß am selben Tage die Verhandlung ist; dann darf er eine halbe Stunde lang mit einem Offizialverteidiger sprechen; um ein Uhr ist die Verhandlung, die schnell vorübergeht, da man den Angeklagten kaum zu Worte läßt, und um drei Uhr kann, wenn

alles gut klappt, der Betreffende im Graben der Festung erschossen werden.

Wie werde ich den Augenblick bestehen, wenn sie kommen, um mich abzuholen. Wenn draußen die Bajonette klirren? Der Riegel wird aufgestoßen; sie stehen im Gange, in Reihen aufmarschiert, alles kleine, plundrige Kerle in ihren ekelhaften roten Hosen, und alle die neugierigen Augen auf mich gerichtet. Ein Offizier, der wahrscheinlich einen Kneifer tragen wird, dirigiert das Manöver mit seinem gezogenen Degen (und während er schreit und fuchtelt, freut er sich schon darauf, wie er das heute abend im Café du Commerce erzählen wird). Und nun den Fuß aufgehoben zum letzten Gange; und was ist das für ein schwarzer Schatten, der neben mir schreitet? Ach so, der Priester mit seinem Gebetbuch. Karree von Soldaten, Schnupftuch zum Augenverbinden; und dann allein dagestanden an der Mauer . . .

So male ich es mir immer wieder aus, auf der Pritsche liegend in der totenstillen Nacht. Dabei habe ich das Gefühl, als seien meine Glieder elefantendick geworden, und in meinen Ohren klingt es wie ein Hilferuf aus unermeßlich weiter Ferne.

*

Eine große Zahl von Gefangenen ist auf der Zitadelle angekommen, und in dem Hofe vor meinem kleinen Fenster, der sonst so still ist, herrscht Betrieb. Ich klettere an dieses Fenster hinauf, um diese Sache festzustellen, und höre deutsche Stimmen; elsässische Stimmen. M. seinerseits spioniert auf der anderen Seite und bald haben wir heraus, um was es sich handelt. Es sind elsässische Bürger, auch Frauen und Kinder darunter, die von den Franzosen in der Mülhausener und Thanner Gegend festgenommen und im Ramsch hierher nach Besançon gebracht worden sind. Sie sind nicht der Spionage angeklagt wie wir, gelten als eine Art von Geiseln und dürfen sich deshalb den ganzen Tag im Hof aufhalten und frei bewegen; wenn man frei die Bewegung auf einem ummauerten Hofe nennen darf.

Aus den Gesprächen der Leute ist zu entnehmen, daß die Franzosen, als sie befreiend in das Elsaß einfielen, wie die Teufel gehaust haben müssen. Wie hatten die Brüder Guy und Paul de Cassagnac so schön in ihrer „Autorité“ geschrieben: „Pensons d'abord aux frères derrière la ligne bleue des vosges.“ Entsprechend diesem klingenden Programm haben die Befreier die Häuser verwüstet, das Vieh geraubt und ganze Bevölkerungen

in die Gefangenschaft abgeführt. Die Männer wurden von ihrer Werkstatt oder aus dem Bureau geholt, im leichten Arbeitskittel, manche ohne Hut, alle ohne Geld; die Frauen vom Kochherd weg verhaftet, die kleinen Kinder auf den Märkten zusammengejagt. Das alles sorgfältig zusammengeschnürt und gefesselt, manche sogar an den Füßen gefesselt, und so auf Leiterwagen gelegt, einer über den anderen, wie man das geschlachtete Vieh auf den Wagen bequemerweise der Länge nach Stück für Stück übereinander legt. Und angespien, geschlagen und in tagelangen Transporten zu den französischen Festungen der Grenze gebracht.

Das erzählen sie sich jetzt untereinander, während sie vor meinem Fenster sitzen. Sie sprechen ihren alten alemannischen Dialekt, der so weich und bunt ist und der noch ganz die sonnige Süßigkeit des Mittelhochdeutschen bewahrt hat, wie Gottfried von Straßburg es gesprochen haben mag. Ein endlos zwitscherndes I ist darin und die Fülle farbiger Diphthonge, und ganz besonders traut klingt diese Sprache, wenn man sie aus dem Munde einer weinenden Frau hört.

Es ist die Sprache eines gutmütigen, unentschlossenen Volkes oder, wenn man will, eines

tiefunglücklichen Volkes, dessen Pech es ist, daß es sein Spatzennest zwischen zwei gewaltigen, überheizten Dampfkesseln eingerichtet hat. Sie sind nicht so stark wie die Polen oder die Schweizer, die in einer ähnlichen Geographie sich ihre Persönlichkeit bewahrten, und haben im Lauf der Geschichte, die sich zu sehr mit ihnen beschäftigt hat, den Charakter verloren.



Mein Verhör ist jetzt im Gange seit einigen Tagen. Es vollzieht sich in einem kleinen Zimmer, das dicht neben meiner Zelle auf den Hof hinaus liegt; und wenn ich dahingeführt werde, sind alle diese elsässischen Gefangenen eingesperrt, damit niemand mit den Kapitalspionen in Berührung komme.

Ich werde von einem Dolmetscher vernommen, der Soldatenuniform trägt und auffallend gut Deutsch spricht. Ein vierschrötiger Kerl mit blauen Glotzaugen, dessen rechtes einen Sprung durch die Glasmasse hat. Wie er heißt, habe ich nie erfahren. Später, als ich mit den anderen in den Kasematten lag, haben wir Gefangenen jedem unserer französischen Vorgesetzten einen Namen gegeben, der ihren äußeren oder inneren Charakter-

eigentümlichkeiten entsprach. Der eine hieß der Pfeifenkopf, der andere der Glasbauch; diesen Dolmetscher nannten wir den Schweinehund.

Er sitzt an einem kleinen Tische mir gegenüber und fragt mich auf deutsch aus: „Denn wissen Sie, auf deutsch gehen Sie mehr aus sich heraus, da kann ich Sie besser fassen. Schön. Also nun erzählen Sie mal, was haben Sie in Paris getrieben?"

„Ich habe Berichte nach Berlin gesandt."

„So? Berichte, sehr nett; auch über militärische Angelegenheiten, nicht wahr?"

„Nein, darüber nicht."

„Was, als das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit verhandelt wurde, haben Sie das nicht nach Berlin gemeldet?"

„Doch."

„Na also, nennen Sie das etwa keine militärischen Angelegenheiten? Warum widersprechen Sie sich? Immer hübsch gerade bei der Wahrheit bleiben, so kommen wir am schnellsten vorwärts. Sie haben tendenziöse Berichte geschickt, aufgehetzt, nicht wahr? Kennen wir doch. Ueberhaupt, die Presse ist ganz allein schuld an dem Kriege. Also weiter. Sie haben Ihre Berichte nach Berlin geschickt, warum gerade nach Berlin?"

„Ja, ich arbeitete doch für das „Berliner Tageblatt“, da kann ich meine Berichte nicht nach San Francisco schicken.“

„Machen Sie keine faulen Witze, dadurch wird Ihre Lage nicht besser. Haben Sie viel Besuch erhalten?“

„Hin und wieder.“ — „Von wem?“

„Franzosen, Deutsche, Italiener.“

„Wer war in der Mehrzahl davon?“

„Die Deutschen selbstverständlich.“

„Sehr gut. Also wir wollen die Sache so sagen: bei Ihnen sind immer heimlich unbekannte deutsche Besucher ein und aus gegangen. Was waren das für Deutsche?“

„Schriftsteller, Maler und sonst Freunde, die nach Paris kamen.“

„Na, die Maler kennen wir; wohl so mit dem photographischen Apparat und Generalstabskarten, nicht wahr? Und was haben Sie denn mit diesen merkwürdigen Malern getrieben?“

„Ich habe ihnen Paris gezeigt, bin mit ihnen in den Louvre gegangen . . .“

„Schweigen Sie; halten Sie mich gefälligst nicht für zu dumm; so sind die deutschen Spione gerade, daß sie in den Louvre laufen, um die Venus von Milo zu besehen.“

Es muß hierzu bemerkt werden, daß diese Verhöre vormittags gegen zehn stattzufinden pflegen. Um diese Zeit habe ich seit achtzehn Stunden nichts gegessen; er (Schweinehund) kommt soeben von seinem Kaffee mit Spiegeleiern her und raucht eine nervenberuhigende Zigarette. Kein Wunder, daß er Aplomb hat und sicher auftritt, ich hingegen nicht. Alles geht bei mir durcheinander. Da habe ich mich abermals in einen Widerspruch hineingelegt und er macht mich triumphierend darauf aufmerksam. Und was war das für dummes Zeug, das ich eben über meine Reise zu dem deutschen Militärattaché erzählte? Es schwimmt vor meinen Blicken und ist Nebel; und durch diesen Nebel starrt sein waschblaues Glotzauge auf mich, das einen Sprung durch die Pupille hat.

Von meiner Zelle aus, wenn ich wieder zurück bin, kann ich dann hören, wie die anderen Spione weiter vernommen werden. Denn das Verhörlokal liegt dicht nebenan und sein Fenster ist sommerlich weit geöffnet.

Und tagelang defilieren sie nun vor mir, ungesehen, und es ist wie eine Polonäse im Irrenhaus.

Ein Zementarbeiter. Sie wohnten dicht an der Grenze? So; bißchen merkwürdig, finden Sie

nicht? Und Zementarbeiter sind Sie; wissen wohl gut mit Betonböden Bescheid? Schweigen Sie; das kennen wir schon. Was machten Sie, als die Franzosen über die Grenze rückten? Aha, Sie gingen in Ihren Garten, um sich das Militär anzusehen. Wohl sehr interessanter Anblick? Was? Ja, das sagen sie alle; die faulen Ausreden kennen wir schon; militärpflichtig sind Sie auch? So, Unteroffizier? Das genügt vollkommen. (Der Mann ist später erschossen worden.)

Ein Forellenfischer. Ist das wahr, daß man in Ihrem Hause einen Haufen ganz langer Netze gefunden hat? Was machten Sie mit diesen Netzen? Das kann jeder sagen. Wir haben hier einen Brief erhalten, in dem steht, daß Sie die Netze nachts über die Straße spannten, um französische Automobile abzufangen. Na, regen Sie sich nur nicht auf; wer ein reines Gewissen hat, der bleibt ruhig. Und mit Ihrem Leugnen helfen Sie nicht viel. Ihre eigenen Nachbarsleute haben das ausgesagt. (Der Angeklagte saß, als ich im Januar wegkam, noch auf der Zitadelle.)

Ein Biertrinker. Sie lebten in Vésoul? Was trieben Sie da? Ein Spitzengeschäft? So, so; eigentlich ein bißchen merkwürdige Beschäftigung für einen Mann. Ist das wahr, daß Sie jeden

Abend ins Café gingen? Was machten Sie da? Aha; ein Glas Bier haben Sie trinken wollen? Natürlich; immer die Harmlosigkeit selber, die Herren Spione. Nun, ich will Ihnen sagen, was Sie im Café gemacht haben. Herumgehorcht haben Sie; aufgeschnappt, ob nicht etwas abfällt. Schweigen Sie; Sie können gehen.

Ein Sonderling. Sie wohnten in Vésoul? Was machten Sie da? Aha, einen Gemüseladen. Kam wohl viel Besuch zu Ihnen aus Deutschland, um Sauerkohl zu kaufen? Nun sagen Sie einmal, es heißt hier in einigen Briefen, die wir bekommen haben, daß Sie immer zu Hause hockten und sich nie unter Menschen sehen ließen. Warum? Sie lieben die Einsamkeit? Nein, wie rührend. Nun, Sie werden uns erlauben, daß wir einen Menschen der sich immer einschließt und versteckt, für verdächtig halten. Heimliche, hinterhältige Gesellschaft.

Ein Schauspieler. Was hatten Sie zwischen Mülhausen und Belfort zu suchen, als man Sie da abfaßte? Eine Tournee machten Sie? Sehr hübsch; gerade in dem Augenblick, wo der Krieg ausbricht, macht der Herr eine Kunsttournee an die Grenze. Sie wußten nichts vom Kriege? Das können Sie einem anderen weismachen. Aber

nun sagen Sie mal; in Ihrem Koffer hat man eine ganze Sammlung von Perücken und falschen Bärten beschlagnahmt; was machten Sie mit dem Zeug? Was, die brauchten Sie für Ihre Rollen? Herr, wollen Sie sich über mich lustig machen? Dazu brauchen Sie gleich ein ganzes Dutzend Perücken, eine genügt nicht? Schön; wir kennen Sie; Schluß. (Dieser Künstler ist später vor das Standgericht von St. Dié gekommen.)

So geht die Polonäse tagelang. Bis mich in meiner Zelle die heilige Wut faßt. Und da habe ich einen Anfall, stelle mich vor die stumme Wand und lege den Hanswursten dieses Bekenntnis ab: Ja, meine Herren, ich bin ein Spion, ein Spion, sind Sie nun zufrieden? Ich bin ein Spion; jeder Deutsche ist ein Spion. In Deutschland denken und sinnen und träumen wir von nichts anderem als von den französischen Generalstabsplänen und von dem Schnitt Ihrer glorreichen roten Hosen. Sie sehen drei Deutsche zusammensitzen und Skat spielen. Glauben Sie ihnen nicht, es ist Verstellung; in Wahrheit denken sie angestrengt darüber nach, wie sie sich den französischen Plan der Mobilmachung verschaffen können. Der Deutsche Kaiser ist ein Spion. Der Erzbischof

von Köln, Kardinal, ist ein Spion. Professor Max Reinhardt ist nichts anderes als ein äußerst geschickt kostümierter Spion. Die kleinen Kinder, die wie wir alle als Steißgeburt zur Welt kommen, schreien nicht bäh, bäh, wie andere Menschenkinder; kaum sind sie heraus, so schreien sie: man gebe mir den Plan von Grenoble. In Chemnitz wohnt bekanntlich ein hundert Jahre alter Mann. Was glauben Sie wohl, daß dieser gebrechliche Greis in seinen Mußestunden macht? Nachts, wenn alle Leute schlafen, besteigt er einen Biplan und kreuzt stundenlang über Belfort, um die Lage des dortigen Exerzierplatzes festzustellen.



Das Bedenklichste an meinem Falle ist, daß man mir gar nichts beweisen kann und daß in meinen Koffern auch nicht das Geringste von Generalstabsplänen gefunden worden ist. Denn, so sagen sich diese Militärs, die jetzt über mein Schicksal zu entscheiden haben, dieser Kerl ist offenbar ein Spion, sonst hätte man ihn nicht wegen Spionage verhaftet; wenn aber gar nichts Beweiskräftiges gegen ihn gefunden werden kann, so muß er ein besonders verschmitztes und verstocktes Subjekt sein.

Wie mir der Dolmetscher erzählt, wird jetzt eine Haussuchung in meiner Wohnung in Paris veranstaltet werden. Die Polizisten der Sûreté générale, die das zu machen haben (gut genährte Herren in schwarzen zugeknöpften Röcken), werden in mein anständiges Arbeitszimmer eindringen und dort die Sammlung römischer Münzen entdecken wie auch die Steinsammlung mit den höchst seltenen Petrefakten von der Insel Rügen; auch werden sie meine ganze Bibliothek durchgehen, die fast alle lateinischen Autoren in den Ausgaben des Aldus, Stephan und Elzevier enthält. An den Wänden aber hängen nicht die Porträts von Moltke und dem Kronprinzen, sondern die der heiligen Barbara von Palma Vecchio und der Hieronymus im Gehäuse, der Stich Dürers. Und all dieses wird die Herren in den zugeknöpften Röcken sehr erbosen, denn sie werden sich sagen: den Schwindel kennen wir schon und auf diese aufdringliche Harmlosigkeit fallen wir nicht herein. Wenn in der Wohnung des Spions sich nichts finden läßt, so ist das ein klarer Beweis dafür, daß er im letzten Augenblick alle militärischen Dokumente in Sicherheit gebracht hat.

Auch ist es sehr verdächtig, daß ich so gar nichts von militärischen Dingen verstehe. Das Geständnis

sei abgelegt, so schwer es mir auch wird: Jetzt in meinem fünfundvierzigsten Lebensjahre weiß ich immer noch nicht, welches der Unterschied zwischen einem Major und einem Obersten ist; und welches von beiden das größere ist, eine Kompagnie oder ein Bataillon. Und das ist natürlich in diesen martialischen Zeitläufen völlig unglaublich und meine Ankläger sind berechtigt, wenn sie es für dumme Verstellung halten. In meiner Verlegenheit frage ich meinen Nachbarn M., wieviel Mann ein Bataillon habe; durch das Gitterloch unserer Zelle erteilte er mir eine Art von Instruktionsstunde, aber es war so verwickelt mit der Friedensstärke und Kriegsstärke, daß ich es bald wieder vergessen habe. Und ich glaube, ich werde mit dieser Lücke ins Grab gehen.

Leute, die bisher in ihren Sammlungen lebten und in alten Büchern, sollten es vermeiden, in den Wirrwarr einer politischen Katastrophe zu geraten, denn da werden sie mißverstanden werden. Polizistenhände greifen in ihre Taschen und finden da vielleicht einen schweinsledernen Band des Horaz; über alles, was sie heimlich trieben in den verschwiegenen Orgien der Wissenschaft, müssen sie Unteroffizieren Bericht erstatten, und die Bijouterien und Emaillen ihres Innern werden ins Protokoll genommen.

Schlechtes Wetter überhaupt für die friedfertigen Leute, die in Nuancen lebten und in übergänglichen Zuständen. Denn es ist die Zeit, wo Farbe bekannt werden soll. Ich bin Deutscher, Sohn eines Deutschen, und meine ganze Liebe und Parteilichkeit geht zu meiner Heimat. Aber ich erlaube mir, die Sprache Montaignes zu verstehen und habe mich wohlgefühlt bei diesem französischen Volke, dessen edle bürgerliche Solidität wohl nur der schätzen kann, der etwas von ihm in seinem Blute hat.

Und weil ich zweien gerecht zu sein suchte, allen beiden zuredete: seid vernünftig, laßt einer den andern gelten, deshalb sind sie alle beide über mich hergefallen. Die Deutschen nennen mich einen Französling, und diese Franzosen hier haben erkannt, daß ich ein alldeutscher Hetzer bin ... und das Schwierige, das Beschämende ist, daß sie alle beide recht haben.

Selig der Mann, der Krause heißt und aus Tilsit gebürtig ist. Er steht auf Felsengrund.

*

Die Presse ist an dem Kriege schuld, hat der Schweinehund gesagt. Vielleicht das einzige intelligente Wort, das ich von ihm gehört habe.

Jetzt oder nie ist der Augenblick gekommen, mich mit dieser Sache einmal auseinanderzusetzen. Wann hat man Gelegenheit, ein solches Thema am Halse zu fassen und durchzubeuteln, bis nichts mehr drin ist, wenn nicht im Frieden der Zelle? Auf und ab schreitend in dem Dreimeterspaziergang diktiere ich mir folgenden Artikel.

Die Presse, meine Herren, ist das großartigste Phänomen des gegenwärtigen Zeitalters, an Wirkung, aber leider nicht an innerer Disziplin einzig vergleichbar der katholischen Kirche des Mittelalters. Wäre sie diszipliniert wie jene...

Ihr schmäht auf die Zeitungen, aber ihr könnt nicht ohne sie da sein. Auch der verschrobenste Querkopf, der sich etwa vornehmen wollte, ganz ohne Intelligenzblatt zu leben, braucht sie; und wenn er selbst ohne sie auskommt, so braucht sie doch sein Bäcker, um zu wissen, wo er das billigste Mehl kauft, sein Bankier, um täglich unterrichtet zu sein, wann er die Obligationen abgeben soll. Durch sie sind wir verbunden mit allen Märkten; das Haus, in dem wir wohnen, die Eier, die Madame morgens einkauft, sind möglich geworden, sind erst zu uns gekommen, eben weil es Zeitungen gibt.

Gewiß, früher ging es auch ohne dies. Das Parthenon ist ohne Zeitungsannoncen für Stein-

metzen („Gesucht 300 Arbeiter in pentelischem Marmor") gebaut worden, der Dreißigjährige Krieg ohne Sonderberichterstatter durchgefochten worden; aber mittlerweile hat sich der soziale Betrieb der Welt auf der Presse aufgebaut, hat sich in die Presse hineingefressen und ist nicht mehr von ihr loszureißen.

Man denke sich plötzlich die Zeitungen weg, wir alle tappten im Dunkel, das wirtschaftliche Wesen bricht zusammen. Es ist denkbar, daß die Menschheit ohne Religion fertig wird; es ist denkbar, und soll nach dem Kriege versucht werden, das ganze Militär- und Marinewesen abzuschaffen .... Das alles ist vielleicht durchführbar; aber vollständig unmöglich wäre jetzt noch, nachdem es einmal so kam, eine Welt ohne tägliches Abendblatt.

Das größte moralische Machtmittel der Zeitung ist das Plagiat. Unverständige werfen es der Presse vor, zucken die Achseln über die kleinen Provinzblätter, die ja nur vom Nachdruck der großen Stadtjournale leben. Aber gerade das ist ja das Beste daran. Wenn die lokale Presse immer nur eigen gewachsene Produkte brächte, so erstickte die Welt in der Simpelei kleinlicher und schlecht geschriebener Kirchturmpolitik. So, durch das

Plagiat und die allgemeine Abschreiberei fließen die Ideen und Kundschaften von den pulsierenden Kammern der städtischen Journalistik durch immer feiner verästelte Adern bis in die Bezirke der Dürre.

In Amerika schreibt Mark Twain einen heiteren Einfall für sein Blatt; in Deutschland druckt es eine große Zeitung ab, und von der stehlen es fünfhundert Intelligenz- und Wurstblätter; wie es seinerseits in Kapstadt von den „Cape Town Times“ über ganz Afrika weggeht; bis die heitere Laune eines Spötters sich über den Planeten gesponnen hat. Oder es ist in Göttingen der Philosoph Krause, der in einer Broschüre eine neue astronomische Hypothese äußert. Die Broschüre liest selbstverständlich kein Mensch; aber ein Berliner Feuilletonist — der keine Bohne von der Sache versteht — schreibt einen amüsanten Artikel von 54 Zeilen darüber. Das kriecht durch die Provinzblätter der Erde, und der Astronom der Sternwarte von Montevideo erfährt es aus seiner Lokalzeitung, macht sich einen Reim darauf und kann beizeiten anfangen, fruchtbar nachzudenken.

Wäre die Presse diszipliniert, sie wäre in der heutigen Welt mächtiger als die katholische Kirche

Gregors VII. in seiner Zeit. Das ist so ein Traum, dem man nachsinnen sollte Kerkertage entlang: für die ganze Welt nur eine Zeitung. In der ganzen Welt täglich nur ein großpolitischer Artikel von einem Manne geschrieben . . . der Streit und das Gebelle hört auf, ein Geist hielte die Widersprüche der Menschheit zusammen.

Hier ist es, wo wir eine der Wurzeln des Weltkrieges zu suchen haben und wo jener Schweinehund im wesentlichen recht haben dürfte. Nämlich: von den Zeitungen wird bei einem Teile des Publikums die den größten Erfolg haben, die den politischen Zustand am schwärzesten schildert. Wer täglich von drohender Kriegsgefahr schreibt, Nußknackergeschichten über Delcassé und Poincaré erzählt, wer jeden kleinen Zwischenfall an der Grenze zeternd übertreibt, den lesen solche Leute gierig. Versuchst du aber, verständig zu bleiben, schilderst die Vorfälle schlicht, wie die Vorfälle des Lebens meistens sind, so giltst du ihnen als Waschlappen. Und so schrien sie um die Wette, malten den Krieg täglich an die Wand, bis seine Feuersbrünste blutrot durch die Fenster leuchteten.

*

Nocturne. Es ist 9 Uhr abends, stockfinster, ich liege auf der Pritsche, angekleidet wie immer. Denn dieses ist ein Vorzug des Lebens in der kalten Höhle: man zieht sich abends nicht aus, braucht sich also auch des Morgens nicht anzukleiden, und gewinnt viel Zeit, die man einst auf die Toilette verwandte und nun zu nutzbringenden Betrachtungen verwerten kann.

9 Uhr abends. Da werden fremde Stimmen auf dem Hofe laut und ich höre ein offizierliches Organ, das im Kommandotone sagt: „Maintenant, allons voir les espions“. Gleich darauf klirrt und klappert es im Gange, die Riegel werden weggestoßen und die Tür reißt sich auf. Eine Gruppe steht vor mir: ein junger Offizier, Khakiuniform, Monokel im rechten Auge, eine lange Reitpeitsche in der Hand; dann ein älterer Hauptmann, der ein kleines Mädchen von acht oder neun Jahren an der Hand führt, und im Hintergrunde unser Oberwärter mit der Laterne.

Ich trete aus meiner Zelle auf den Besuch zu, und einen Augenblick herrscht Schweigen. Es scheint, daß die Herrschaften von meinem Exterieur etwas betroffen sind, und das ist zu verstehen; ich sitze jetzt seit drei Wochen im Kühlen: mein Haar das weiß geworden ist, hängt in den Hals herunter

und ein nicht gerader zierlicher Bart ist dazu gekommen. Bei Laternenlicht gesehen, ein auf Tod oder Leben Angeklagter, mache ich vermutlich eine Art von theatralischem Effekt.

Doch der junge Monokelmensch will zeigen, daß er ein Mann von Eisen ist, und rafft sich auf. „Warum sitzen Sie hier?" schreit er mich an. Ich setze ihm meinen Fall auseinander, wie ich ihn weiß. Aber er lärmt nur noch mehr: „Das kennt man schon. Alles immer die reine Unschuld, diese Herren Spione; wenn Sie nichts getan hätten, säßen Sie nicht hier. Uebrigens ist Ihr Fall entschieden, Sie werden erschossen werden."

Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß dieses ein Irrtum sein dürfte; über mein Los habe nur das Kriegsgericht zu entscheiden, und zwar in meiner Gegenwart; bis jetzt stände meine Sache bei dem militärischen Untersuchungsrichter, und ich glaube, daß der die Anklage überhaupt zurückziehen werde. „Unsinn," sagt der Herr Offizier, „Sie werden erschossen werden." Dabei tritt er auf mich zu, schon glaube ich, daß er mir mit seiner Reitpeitsche eins überziehen werde und überlege, was ich in einem solchen Falle zu tun berechtigt sei. Aber er begnügt sich, mich an die Brust zu fassen; mit seinem mutigen Finger tippt er an mir herum

und sagt: „Hier ein Loch durch die Weste, hier eines, da eines, verstehen Sie."

Der ältere Offizier steht währenddessen schweigend im Hintergrund. Sein kleines Mädchen aber schmiegt sich furchtsam an ihn an und betrachtet mich mit großen Augen. Ich weiß nicht, ob dieser Blick Mitleid oder Ekel ausgesprochen hat, halte aber die letztere Annahme für wahrscheinlicher.



Allegro. Seit drei Tagen ist die Kantine nicht mehr gekommen, wer weiß, aus welchem Grunde; ich habe keinen Wein und keinen Tabak. Der Wein läßt sich schließlich entbehren, der Tabak nicht. Alles läßt sich entbehren, Essen, Frauen, Luxus, Kunst . . . ohne Tabak ist das Leben undenkbar.

Dazu regnet es, und bei meiner Morgenpromenade im Hof werde ich durchweicht. Wütend renne ich auf und nieder und werfe vernichtende Blicke auf den Wärter, der unter einem Türvorsprung steht und mich betrachtet.

Es ist ein neuer Wärter, den ich noch nie gesehen habe; ein kleiner Mann mit einem gewaltigen schwarzen Schnurrbart und großen runden Augen. Was kann dabei weiter sein, denke ich, bleibe vor ihm stehen und sage: „Mein Herr, die

Kantine kommt seit zwei Tagen nicht mehr; ich habe keinen Tabak." „Das geht mich gar nichts an", antwortet er barsch. „Uebrigens ist es Ihnen verboten, mit der Wache zu sprechen; gehen Sie weiter", und grollend setze ich meine Promenade fort, immer auf und ab, an ihm vorbei; und seine großen zornigen Augen folgen mir wie die Augen einer Puppe.

Aber wie ich wieder an ihm vorbeikomme, winkt er mir zu. Auf alles gefaßt, trete ich zu ihm unter den Torweg. Er greift in seine Tasche, holt ein halbes Paket Tabak heraus und sagt: „Da haben Sie etwas von meinem Tabak. Aber zeigen Sie es niemand und gehen Sie jetzt in Ihre Zelle."

Und den ganzen finsteren Tag liegt es nun in meiner Seele wie ein Haufen Gold. Mein Gott, laß uns wieder Menschen werden. Wir sind es ja doch noch geblieben, alle, dürfen es aber nicht sagen vor lauter Patriotismus. Die große Kameradschaftlichkeit ist noch da, sie streckt sich wie der Efeukeim unter der Granitplatte, die er einst zersprengen wird. In Jahrhunderten werden die milden Zeiten wiederkommen, die wir verscherzt haben. Dann wird der französische Dichter wieder nach Heidelberg gehen, um Emanuel Kant zu studieren, und deutsche Philosophen werden wieder

bei Voisin in Paris eine Ente à la Rouenaise essen dürfen. Und auf den verfallenden Gräbern von uns Narren werden sie friedlich und gemeinsam die Sternblumen der Zukunft pflücken.

*

Der gute Wärter bringt mir jetzt das Essen und dabei nütze ich ihn aus — denn die Guten sind dazu da, ausgenützt zu werden — und bitte ihn, mir aus meiner Reisetasche irgendein Buch zu bringen. „Was wollen Sie damit?" sagt er. „In diesem Loch können Sie ja doch nichts lesen." „Es geht schon," meine ich, „zwischen elf und ein Uhr, wenn die Sonne scheint; ich muß nur bis oben an die Luke klettern."

Er läßt sich überreden und bringt mir am nächsten Tage aus meinen Sachen das Buch, das er aufs Geratewohl gefaßt hat: das griechische Neue Testament in der Ausgabe des protestantischen Pfarrers Eberhard Nestle.

Und so ist denn glücklich auch zu mir in meine Not diese merkwürdige palästinische Schrift gedrungen, die in der Finsternis so mancher Kerkerzelle von angestrengtem Auge gelesen worden ist, die Pellico unter den Bleidächern von Venedig tröstete und den munteren Oskar Wilde in

Reading kirre kriegte. Das Buch der Not und des Elendes ... Ich bin allein mit ihm, es soll jetzt zeigen, was es kann, und ich werde den Wert seines Trostes zu prüfen vermögen.

Ich lese die vier Evangelien (in diesem köstlichen naiven Pitchengriechisch) an zwei Sonnentagen glatt durch und finde auf dem oft betretenen Wege etwas, was mich überrascht: eine homerische Helligkeit, eine Freude am Ding und am Wesen dieser Welt, die nicht zu der düsteren Physiognomie des üblichen Christus passen will.

Und was er uns verheißt und als höchstes Gut erklärt, das ist nicht die Vernichtung der Inder, nicht die furchtbare Gesetzlichkeit des jüdischen Jehovah, noch die Tugend der Stoiker, es ist ein Königreich im Himmel, wo unphilisteriöse Seelen am gedeckten Tische sitzen und in alle Ewigkeit Wein trinken werden.

So ist seine Lehre im Gegensatz zu der Buddhas wirklich ganz auf einen schließlichen Genuß gestellt, und das ist sie auch geblieben in der Verzerrung der späteren Kirchen. Der echte Christ ist ein Hedonist, er strebt auf den Genuß hinaus, nur daß er dieses Ziel auf einem ätherischen Umwege zu erreichen sucht, der ihm kräftigere Resultate verspricht. Er opfert die hiesige Welt auf, die seiner

Begierde nicht genügt, und glaubt dadurch die himmlischen Freuden zu gewinnen, die gründlicher und dauerhafter sind.

Der Mönch, der sich in seine Einsamkeit einschließt, ist letzten Endes ein ganz Schlauer. Er sagt sich: dieses Leben bietet der Freude viel, Tanz, Mädchen, gutes Essen, Theater, aber all das dauert mir nicht lange genug (die berühmte Vergänglichkeit, über die alle Kirchenväter naiv seufzen) und verursacht Magenbeschwerden. Deshalb verzichte ich darauf und werde später im Himmel den ewigen Reigen haben, den Wein des unerschöpflichen Rebstockes und die blonden Engel, die niemals alt werden und denen man keine Blusen zu kaufen braucht. Und wenn sie sich dann zusammentun und eine fromme gotische Kathedrale errichten, so brauchen wir vor solchem Bauwerk nicht schuldbewußt zu seufzen: Das war noch reine selbstlose Hingabe, die solche heiligen Werke schuf. Ach nein, sie waren nicht besser als wir; sie trugen die Steine zusammen, weil sie für solche Arbeit einen jenseitigen Profit erwarteten, und der Stephansdom in Wien ist ethisch ebensoviel wert wie ein langfristiges Termingeschäft an der Börse.

Eine so positive Weltfreude aus dem Testament herauszulesen, sollte eigentlich kein Trost für den

Gefangenen sein, der von aller Weltlichkeit abgeschlossen ist. Aber es stärkt mich doch, weil alles Frohe stärkt, und ich freue mich dieses weltfrohen Jesus, der meinen Empfindungen mehr zusagt als der furchtbare Christus des Jüngsten Tages. Ich sehe ihn durch die Kornfelder gehen und wie er am Seeufer sitzt und vom Sauerteig spricht, vom Senfkorn und von anderen Bäuerlichkeiten.



Am 19. September war mein Prozeß dann zu Ende. Ich wurde zusammen mit dem unglücklichen Lery, der in einer anderen Zelle sein Teil abbekommen hatte, herausgeholt, in den vertrauten grünen Wagen gesteckt und in eine Kaserne der Stadt vor den Untersuchungsrichter des Kriegsgerichtes gebracht.

Der las uns das erfreuliche Ergebnis vor. In Paris hatte man Zeugen vernommen und mein Alibi war erwiesen worden. Der Portier und mehrere französische Nachbarn hatten mich vor Ausbruch des Krieges täglich in Paris festgestellt und beobachtet: die Aussage jenes gekauften Zeugen, der mich in Besançon gesehen haben wollte, war demnach als falsch erkannt worden und die Anklage mußte zurückgezogen werden.

Im übrigen erfuhr ich aus den Aussagen, die verlesen wurden, wie freundlich die französischen Behörden und andere Mitmenschen über mich dachten. Der Sûreté Générale gab das Gutachten: „A. hat in allen seinen Artikeln Frankreich dauernd beschimpft und Paris als eine Lasterhöhle geschildert. Er ist überzeugter Alldeutscher, Mitarbeiter des pangermanistischen „Berliner Tageblatts“ und durchaus fähig, gelegentliche Spionage getrieben zu haben.“

Auch war jeder meiner Schritte in den letzten Tagen vor dem Kriege verfolgt worden. Daß meine Frau zwei Tage vor mir abreiste, war schwer verdächtig, denn höchstwahrscheinlich hatte sie militärische Pläne und Dokumente an den deutschen Generalstab befördert. Die französischen Dienstmädchen, die man so im Laufe der Zeit wegen Diebstahl oder Klatschsucht entlassen hatte, waren jede immer gleich spornstreichs zur Polizei gelaufen, um die deutschen Spione zu denunzieren; und was die guten Freunde anbetrifft, auf die ich mich berufen hatte, um meine Harmlosigkeit zu bezeugen, so war zufällig gerade keiner zu Hause gewesen.

Aber immerhin: es genügte nicht zu einer förmlichen Anklage und freundlich teilte mir der

Untersuchungsrichter mit, das Verfahren sei hiermit zu Ende. Es war ein scharmanter, älterer Herr, dieser Untersuchungsrichter. „Sie werden jetzt“, so sagte er milde, „in ein Gefangenendepot im schönen Süden gebracht werden, wo Sie eine größere Freiheit genießen können. Dabei legen wir Wert darauf, daß Personen von Bildung in ein passendes Milieu kommen; Sie werden mit Leuten Ihres Standes zusammengebracht werden.“

Und nach diesen ermunternden Worten steckte man uns wieder in den grünen Wagen und brachte uns in das Militärgefängnis der Zitadelle zurück.

*

Wie hatte der Herr Hauptmann, der Untersuchungsrichter des Kriegsgerichtes, so trostvoll gesagt: „Wir werden Sie jetzt mit Leuten Ihres Standes und Ihres Bildungsgrades zusammentun.“

Darauf steckte man mich in das Kasemattengefängnis zusammen mit zweihundert Zuhältern, Einbrechern und Banknotenfälschern und ließ mich in dieser Gesellschaft fünf Monate.

*

Es ist das immer noch die Zitadelle, aber auf einem anderen Hof, der meinem ersten Hofe an

Größe und Lage vollkommen entspricht. Da sind acht bis zehn ziemlich große Kammern oder Kasematten, die zu ebener Erde liegen, jede mit einem großen vergitterten Fenster, und in jeder sind zwanzig bis dreißig militärische Strafgefangene beisammen. Es sind französische Soldaten, die irgendeines militärischen Vergehens angeklagt sind und nun auf ihr Urteil warten, und wenn ich sagte, daß es Zuhälter und Einbrecher sind, so ist das richtig zu verstehen. Sie sind Zuhälter usw. nur in ihrem bürgerlichen Berufe; hier aber sind sie nicht deswegen eingesperrt, sondern weil sie sich noch dazu irgend etwas gegen die Heeresdisziplin zuschulden kommen ließen. Auch einige Deutsche sind dazwischen, Spione wie ich, die schon freigesprochen worden sind, aber mit denen man offenbar nicht weiß, was man anfangen soll.

Auf jeden Fall bin ich jetzt wieder zwischen Menschen, und die mögen sein, wie sie wollen. Wir liegen zwanzig zusammen in der Kammer, am Tage dürfen wir auf dem Hofe frei spazierengehen. Man spielt Mühle, deren Figur in eine Holzbank eingeritzt ist, und wenn es dunkelt, erzählen wir uns etwas oder singen gemeinsam ein französisches Lied. „Sous les ponts de Paris" oder „Si tu veux faire mon bonheur" oder sonst solche neueren Schlager.

Gewiß, es ist noch das Gefängnis und das Regime ist streng genug. Zu essen gibt es nicht mehr als früher, nicht einmal für mein Geld darf ich mir etwas kaufen, nur das bißchen Kantine für fünfundvierzig Centimes; keine Zeitungen, keine Bücher, kein Licht des Abends. Und doch fühle ich mich zwischen all diesen Gefährten wie im Himmelreich und kann so an meinem Schicksal die Bezüglichkeit unseres Glückes erkennen, und wie schnell es sich ändert. Hätte ich vor einem halben Jahre mich gesehen, wie ich jetzt bin, in einer finsteren, steinernen Kasematte mit zerlumpten Gesellen zusammen, das Grausen hätte mich gepackt. Aber jetzt habe ich die furchtbare lange Einzelhaft hinter mir und glaube nun auf einen glänzenden Gipfel angelangt zu sein. Ich weiß, was ich vor einem halben Jahre nicht wußte, daß der Einbrecher ein Bruder ist und daß er bisweilen sehr witzig plaudern kann. So schillert derselbe Zustand hell oder dunkel, je nachdem du ihn von vorn oder hinten betrachtest.



Diese französischen Soldaten, mit denen ich jetzt zusammensitze, repräsentieren die verschiedensten Möglichkeiten der militärischen Strafjustiz.

Einige sind geradezu Deserteure, von der Front weggelaufen und entschlossen, nicht wieder zurückzukehren, es koste, was es wolle, denn die deutschen Granaten treffen zu gut. Ein langer Infanterist erzählt mir seinen Fall. Er hat die Kämpfe bei Mülhausen mitgemacht und hat jetzt völlig genug davon. Wenn die Kugel in die Erde schlägt, das sei einfach nicht mehr auszuhalten. „C'est tout simplement demoralisant." Er habe sich bei diesem heftigen Geräusch bemachen müssen und sei daraufhin weggegangen und werde nicht wieder hingehen, man möge nun mit ihm anstellen, was man wolle. Lieber während des ganzen Krieges im Gefängnis sitzen als da draußen; anbinden an die Kanone könne man ihn ja doch nicht.

Wie er spricht, so denken sie fast alle. Wenn man sie freispricht und wieder einstellen will, werden sie den ersten besten Unteroffizier anrempeln; dann werden sie wieder eingesteckt werden müssen, schon der Ordnung halber; und das so oft, bis das Kriegsgericht genug hat und sie in die Straflager von Marokko sendet, wo es warm ist und das Liter Wein nur 15 Centimes kostet. Kommt der Friede, so gibt es ja doch eine allgemeine Amnestie.

Mit größter Gelassenheit finden sie sich in die Gefangenschaft, die den meisten von ihnen vermut-

lich nichts Neues ist. Ein Alpenjäger, der sechs Wochen auf der Zitadelle sitzt, bleibt diese sechs Wochen im Bett liegen, ohne sich zu rühren und zu waschen. Nur zu dem Essen latscht er heraus.

„Wie heißt auf deutsch: Je me rends?“ fragt mich einer, der entschlossen ist, sich bei dem ersten Scharmützel dem Feinde zu ergeben. Ich weigere mich, ihm die Uebersetzung zu liefern. Auch ziehe ich vor, stumm zu bleiben, wenn diese merkwürdigen Franzosen über ihre Vorgesetzten herziehen und in langen Reden erklären, man müsse in gemeinsamer Brüderlichkeit alle militärischen Vorgesetzten niederknallen.

Jeden Freitag nachmittag um ein Uhr ist Sitzung des Kriegsgerichtes, und dann sind immer einige von ihnen an der Reihe. Die putzen sich heraus, wichsen die Stiefel blank, leihen von einem Freunde einen neuen Leibgurt und ziehen frohen Mutes der Entscheidung entgegen. Abends, wenn die anderen schon im Zimmer eingeschlossen sind, kommen sie zurück, klopfen an die Fenster und jeder ruft uns zu, was er abbekommen hat. „Deux piges, cinq piges.“ Piges ist das Argotwort für Jahr, und je mehr piges sie haben, um so glücklicher scheinen sie zu sein, denn um so sicherer sind sie weg von den bösen Deutschen und von ihren treffenden Granaten.

Alles sind sie liebenswürdige, gesellige Burschen, immer zur Aushilfe bereit. Wenn einer von seiner Frau oder seiner Freundin draußen ein paar Zigaretten bekommen hat, so teilt er sie ringsherum aus, bis für ihn selbst gerade nur noch eine übrigbleibt. Aber dasselbe erwartet er von dir, und dieses ist nicht immer bequem. Ich habe in einer meiner Reisetaschen fünf gute Zigarren aus der Pariser Zeit und eine flache Reiseflasche Rum gefunden; der Rum wird so lange geteilt, daß gerade jeder eben noch die Lippen benetzen kann, die Upmans aber, die ich meinen Nachbarn geben mußte, zerhacken sie und stecken sie in ihre Pfeifen.

Einige Zuhälter aus Belleville sind dabei, und mit denen verstehe ich mich am besten. Sie sind immerhin Pariser, kennen alle Theater wie ich und haben in denselben Restaurants gegessen. Sie sind meine Gesellschaft, ich mag nun wollen oder nicht.

Es sind ihrer ungefähr zehn, ältere und jüngere, und sie gehören gemeinsam einem afrikanischen Strafregiment an, mit dem sie jetzt an die Front geschickt wurden. Aber kaum in Frankreich angekommen, haben sie rebelliert, nur um ins Gefängnis zu kommen, und werden jetzt bald

nach Marokko zurückgeschickt werden, was durchaus ihren Wünschen entspricht.

Sie sind Leute von den besten Manieren; nie höre ich ein unanständiges Wort aus ihrem Mund; sie essen sauber und haben eine vernünftige, beruhigende Lebensphilosophie. „Siehst du," sagt mir der eine, der mein Nachbar ist, „ich habe noch nie in meinem Leben gearbeitet, und schon wie ich vierzehn Jahre alt war, hatte ich ein paar Mädchen, die das für mich besorgten." Das ist eine etwas unbekümmerte Auffassung des Lebens, aber sie ist einfach und volkstümlich und sie gefällt mir durch ihre Positivität. Wir duzen uns, und sie haben versprochen, mich später in Paris zu besuchen.

Es sind meine Freunde gewesen. Sie wurden im Oktober 1914 vor das Kriegsgericht gestellt und zu fünf bis zehn Jahren verurteilt. Als sie von der Zitadelle aufbrachen, waren wir anderen im Zimmer eingesperrt und sie standen draußen auf dem Hof, jeder schwer gefesselt. Aber sie wollten nicht so von mir fortgehen, riefen mich an das Fenster und hielten mir fröhlich die klirrenden Hände entgegen. Und nie im Leben werde ich diese kameradschaftliche Stunde vergessen, die gefesselten Hände und die lachenden Gesichter dieser leichtherzigen Gefährten.

*

Es ist Winter geworden.

Ich erlaube mir, Durchfall zu haben, und melde mich bei dem Arzt, der jeden Morgen zur Visite kommt.

Das Wasser auf der Zitadelle ist sehr schlecht und besonders dann unbekömmlich, wenn man es des Morgens auf nüchternen Magen trinkt. Aber was sollen wir tun? Kaffee gibt es nicht, irgend etwas muß man des Morgens genießen, wenn man nicht schwach werden will, und so gehen wir an die Leitung — bei acht bis zehn Grad unter Null — und schütten ein halbes Liter herunter.

Einige haben sich über dieses Wasser beschwert, und daraufhin hat die Gefängnisdirektion eine Verbesserung eingeführt. Sie hat neben der Leitung eine Tafel angebracht, auf der mitgeteilt wird, daß dieses Wasser gesundheitsschädlich ist. Wenn wir noch weiter davon trinken, so fällt die Schuld also auf uns. Allerdings ist das die einzige Leitung, die wir benutzen können, aber an alles kann die Direktion auch nicht denken.

Der Arzt, bei dem ich mich melde, ist ein junger Mann, der einen langen Spitzbart und ein äußerst mutiges Benehmen zur Schau trägt.

„Ich habe seit drei Tagen Durchfall", sage ich.

„Sie sind ein Deutscher?"

„Ja."

„Es ist aus mit: Deutschland über alles."

„Ich habe seit drei Tagen den Durchfall."

„Zwei Söhne des Kaisers sind gefallen."

„Ich leide seit drei Tagen . . ."

„Schon gut; Sie können gehen; es ist Ihre eigene Schuld, warum trinken Sie von dem Wasser."

Dieses war eine medizinische Konsultation. Auch sonst hält sich die Gesundheitspflege in dem Gefängnis in ziemlich primitiven Formen. Jeden Morgen müssen die Leute, die sich krank fühlen, beim Appell vortreten. Sind ihrer allzu viel, so hat der Oberwärter ein sehr einfaches Hausmittel: er steckt sie alle zusammen in die Strafzelle; da werden sie bald wieder gesund, denn die Zelle ist kalt und eng.

Nur einer, ein Lungenschwindsüchtiger, weigerte sich hartnäckig und bösartig, gesund zu werden. Da wurde er zu der sogenannten Kohlen-Corvée verurteilt, d. h. er mußte den Kohlenkarren den Hügel über dem Gefängnis hinaufschieben. Der eigensinnige Mensch fiel neben der Karre hin und spuckte Blut. Aber der Herr Oberwärter kam ihm mit ein paar Fußtritten zu Hilfe, und da ging es gleich besser.

Dieser Oberwärter hieß Chadé und war ein Lothringer. Ich habe ihn im Verdacht, daß er eigentlich Schade geheißen hat; denn die ehemaligen Deutschen, die Ueberläufer, pflegen die Schlimmsten zu sein.

Wie der mutige Arzt geheißen hat, das habe ich mir merken wollen, aber wieder vergessen. Ich weiß nur, daß er im Frieden Brunnenarzt in dem Frauenkurort Luxeuil war. Er wurde bald versetzt und ein älterer freundlicher Herr trat an seine Stelle.

Der Direktor des Militärgefängnisses hat sich als ein vorzüglicher und anständiger Mensch erwiesen. Ein Korse mit dem prachtvollen Namen Saladini (alle Gefängnisdirektoren in Frankreich sind Korsen), wie die meisten seiner Landsleute hitzig und gutmütig.

*

Der Verdacht bleibt und das Wort Spion haftet, auch nachdem die ekelhafte Anklage zurückgezogen ist. Das ist ja gerade das Verdächtige, daß man die Anklage einfach zurückgezogen hat, nur weil sich nicht genügend Schuldbeweise finden ließen; und besser wäre es gewesen, man hätte mich vor das Gericht gestellt und da freigesprochen.

Mit argwöhnischen Augen gehen sie um mich herum, ich werde beobachtet und ausgehorcht.

Französische Mitgefangene, die ich bis dahin noch niemals sah, sitzen plötzlich neben mir auf dem Bett, klopfen mir kameradschaftlich auf die Schulter und befragen mich unverbindlich über meine politische Meinung Sie selbst denken außerordentlich frei und kritisierten ihre eigene Regierung scharf. Und wenn ich das unbedachte Wort fallen ließ, stehen sie auf und verschwinden eiligst im dunklen Gange.

Einmal sitze ich mit zwei deutschen Kameraden in der Kammer, und wir versuchen gemeinsam den Pythagoras zu analysieren. Denn wir haben herausgefunden, daß keiner von uns den Beweis mehr führen kann. So haben wir uns die schöne klassische Figur auf ein großes Blatt mit sauberen Linien gezogen und sitzen sinnend davor. Da tritt ein Sergeant an uns heran und nimmt das Blatt weg. „Was ist das?" fragt er ahnungsvoll, und in diesem Augenblicke erst wird uns bewußt, wie verdammt ähnlich der pythagoreische Lehrsatz einem Festungsgrundriß sieht. Der Sergeant geht damit fort, und der Pythagoras ist vor das französische Kriegsgericht gekommen.

Ein anderes Mal stehen wir auf dem Hof und sehen gemeinsam in die Luft, weil da oben ein Sperber seine Kreise zieht, was immerhin eine

Art von Abwechslung ist. Eifrig stürzen die wachthabenden Mannschaften auf uns zu. „Was gibt es da oben zu sehen?" „Einen Sperber." Aber der Zufall will, daß der Sperber in diesem Augenblicke verschwunden ist. Die Sergeanten sehen sich an und gehen mit ernsten Mienen fort, um Bericht zu erstatten.

Und an diesem Tage dürfte die Garnison der Festung Besançon gegen einen drohenden Angriff deutscher Flieger alarmiert worden sein.

Sie trauen mir nicht.

*

Meine kleine Politik geht jetzt darauf hinaus, mich irgendwie in Korrespondenz mit der Außenwelt zu setzen. Das ist nicht leicht, und es ist ziemlich gefährlich, aber es muß sein. Die Meinen wissen nicht, wo ich bin und was aus mir wurde; meine Frau denkt vielleicht, ich sei tot und trägt bereits Witwenkleider; sie muß aufgeklärt werden und dieses schwarze Kostüm wieder ausziehen.

Wie ich es gemacht habe, darf ich nicht sagen. Immerfort gehen Boten von mir heraus; denen wird eingeschärft, was sie zu sagen und zu schreiben haben, und in der Ecke höre ich sie ab, ob sie den Auftrag richtig verstanden und behalten haben.

Sie werden mit Tabak bezahlt. Und ist der Bote fort, so ist es eine große Seelenerregung. Dann rechne ich aus, wann er auf neutralem Boden sein kann und wann er schreiben wird; und jetzt, jetzt, könnte meine Post drüben ankommen. Und die Wochen vergehen in Qual.

Aber es gelingt. Am 1. November werde ich in das Bureau gerufen und der Direktor gibt mir eine Postkarte meines Vaters. Wenige Worte nur, absichtlich karg und offiziell gehalten. Aber es ist das erste Zeichen des Lebens und es klingt daraus, wie dem Ertrinkenden fern in den Ohren der Zuruf der Retter klingen mag.

An diesem Tage bin ich zum erstenmal seit langer Zeit wieder in die Kirche gegangen; denn der erste November ist der Allerheiligentag und an den großen katholischen Festen dürfen fromme Gefangene in die Kapelle gehen, die außerhalb des Gefängnisses an den Kasernen liegt.

Man wird mit einem großen Geleit von Bajonetten hingeführt, sitzt überwacht in den Bänken und einige von uns singen ein altes lateinisches Lied. Und ich starre in die Kerzenlichter des Altares und in mir ist dennoch eine Freude, daß dieses Schicksal über mich kam mit all seiner Tiefe. Mag es sein wie es will, was ich leide, es hat

mich reicher gemacht, und ich weiß, daß mein Herz nie wieder das erste beste werden kann.

*

Jetzt hat man neben mich einen Kameraden gelegt, der wegen Vergewaltigung eines minderjährigen Mädchens angeklagt ist. Zudem hat er Läuse, die auf seinem Rockkragen offensichtlich spazierengehen. Aber auch er ist ein guter Gesell, und wenn er ein Stück Butter bekommen hat, so klappt er sein Taschenmesser auf, wischt es an dem Hosenboden sauber und schneidet ein Stück ab, das er mir freundlich überreicht.

Der Zufall will, daß mein anderer Nachbar die Eigentümlichkeit hat, nachts sein Bett zu besudeln; und ich beginne nun zu finden, daß es eigentlich genug der Gemütlichkeit und Kameradschaftlichkeit sein könnte. Schließlich bin ich doch freigesprochen und als unschuldig anerkannt worden und möchte wissen, was ich zwischen diesen Strafgefangenen zu tun habe. So setze ich mich hin und schreibe einen Brief an den Minister des Innern, Herrn Malvy, in dem ich auf das höflichste frage, wie lange ich als ein freigesprochener Mann zwischen Verbrechern zurückgehalten werden soll.

Mit diesem Briefe will ich in das Bureau des Direktors, aber unterwegs faßt mich der Oberwärter ab. „Wohin wollen Sie?“ „Einen Brief zum Direktor tragen.“ „Was steht in dem Brief? Geben Sie sofort her.“ Er nimmt mir den Brief ab, liest ihn, wird rot vor Wut und schreit: „Wir kennen Sie; Sie haben versucht, nach der Schweiz Botschaften gelangen zu lassen. Sie sind schwer gefährlich und werden hoffentlich doch noch vor die Kugel kommen.“

Und ich muß zurück in meine Finsternis und muß weiter warten, monatelang.

*

Und es wird eine höchst komplizierte Weihenacht.

Gerade ist ein Paket von meiner Mutter gekommen mit zwei Flaschen Moselwein. Vorsichtig habe ich dieses Kollo unter mein Bett befördert und den Kameraden vorgeredet, es seien wollene Socken darin; wenn sie wüßten, daß es Wein ist, müßte ich teilen, und was sind zwei Flaschen Moselwein für fünfundzwanzig.

Nur dem einzigen Deutschen, der noch unter uns ist, dem kleinen E., habe ich gesagt, um was es sich handelt, und mit dem trinke ich nun die eine

Flasche in der stillen Nacht. Alles schläft schon rings um uns in den Betten, es ist pechdunkel; wir tasten nach unseren Bechern und E. zieht die Flasche vorsichtig auf, denn wenn es knallt, sind wir verloren. Dann glüht der heilige Wein in unseren Wangen und im Finsteren stecken wir die Köpfe zusammen und erzählen uns leise unsere Geschichten; und hören auf die hundert Kirchenglocken der Stadt, die da unten murmeln und der Welt abermals die Geschichte von dem Friedenskinde vorerzählen.

Aber als ich am nächsten Morgen meine Stiefel anziehen wollte, erschrak ich ein wenig, denn in dem einen stak etwas drin. Es war ein kleines Stückchen von unserem täglichen Rindfleisch in Papier gewickelt. Irgend jemand hatte mir eine Weihnachtsfreude machen wollen, nach Art der Franzosen, die das Geschenk in die Schuhe stecken, und weil er nichts anderes finden konnte, hatte er sich ein Stück von unserem täglichen Essen am Munde abgespart. Wer der Geber war, habe ich nie erfahren. Vielleicht war es der Mädchenvergewaltiger, der mit den Läusen, und ich bedaure, daß ich so lieblos zu ihm gewesen bin.

*

21. Januar 1915. Ich sitze auf der Matratze und frühstücke mein Breakfast, das für gewöhnlich aus Schwarzbrot mit einem Napf jenes Durchfallwassers besteht, diesmal aber noch durch eine Zwiebel verschönt wird. Zehn Grad unter Null könnten es sein, in der steinernen Kasematte und ohne Heizung. Aber es ist erstaunlich, was der Körper eines Feuilletonisten aushält. Und die rohe Zwiebel wärmt den nüchternen Magen wie ein Glas Rum.

Da tritt ein Sergeant ein und sieht mich an: „A., Sie kommen heute fort." Drei andere deutsche Kameraden werden aufgerufen und aus der Stadt soll noch ein Zug von Gefangenen mit uns fort. Nach sechs Monaten endlich aus der Hölle heraus; nicht in die Freiheit, aber wohl in ein Gefangenenlager im Süden.

Reisevorbereitung in ziemlich bewegter Stimmung. Seit einem halben Jahr wieder einmal einen gestärkten Kragen umgebunden, mit Krawatte. Aber da stellt sich heraus, daß ich die Kunst des Krawattenbindens verlernt habe; weil ich in all dieser Zeit mich nie in einem Spiegel sah, haben die Hände den Unterschied von rechts und links verlernt. Gute Kameraden helfen, packen meine Sachen, und ich reiche den letzten

Tabak herum. Arme Kerle, die noch hier bleiben müssen und denen das Herz schwerer ist als sonst. Wie ich des Abends abgeholt werde und ringsherum die Hände drücke, gibt es Tränen. Denn so sind die Götter, daß sie uns jedes Glück mit Wehmut mischen; und so sind die Menschen, daß sie weinen, wenn sie aus dem Gefängnis herausgelassen werden.

Aber nun knarrt das große Tor und es geht den Berg hinunter in die abendlich lichterleuchtende Stadt. Wie schön ist doch eine elektrische Straßenbahn, oder ein Zigarrenladen, schöner aber als alles ist, sich wieder einmal nach einem jungen Mädchen umsehen zu dürfen. Zwar bin ich von Soldaten umgeben, so klirrende Bajonette tragen, aber gerade das gibt dem Vorfall seine Färbung, daß er wird wie eine Ballade.

Auch mag man mich mit noch so vielen Bajonetten umgeben, das wird mich nicht hindern, nach links und rechts touristisch Umschau zu halten und wahrzunehmen, daß dieses Besançon, in dem ich so lange saß, ohne es zu sehen, eine schöne und alte Stadt ist. Ein Rathaus im Stile der frühen Renaissance, hoher Schatten ernster Barockkirchen, Bürgerhäuser von vornehmer Haltung, und in dunklen Nebenstraßen scheint römisches Ziegelwerk festzustehen.

Und weil sie alt und schön ist, mache ich Frieden mit dieser Stadt, die mir so übel mitspielte, und ihr Name, der wie das Summen von Kirchenglocken klingt, soll freundlich in meinem versöhnten Gedenken bleiben.

Am Bahnhof werden wir, unserer dreißig, zusammengestellt, von aufgeregten Polizeibeamten kommandiert und unter dem schweigenden Staunen der Bevölkerung in den Zug befördert. „Wohin geht die Reise?“ frage ich den einen Beamten. „Das werden Sie sehen, wenn Sie ankommen“, antwortet er mit offizieller Barschheit. Aber im Zuge, wo er neben mir sitzt, sagt er mir leise: „Sie werden nach Korsika gebracht werden.“



Auf der Insel.

An der Nordspitze der Insel Korsika, auf dem Kap Corse, liegt einsam in den Bergen eine weiße Kirche und blickt durch die Talschlucht auf das Ligurische Meer. Das ist die Franziskanerkirche von Morsiglia, die von der französischen Regierung als ein Depot für Zivilgefangene eingerichtet worden ist, und in die ich jetzt eingezogen bin mit zweihundertfünfzig Gefährten. In diese Meeresküsteneinsamkeit, wo es keine Eisenbahnen gibt und man tagelang nichts hört als den Schrei des Seeadlers, hat man uns versteckt, damit wir dem Staat fürderhin nicht weiter gefährlich werden können.

Bei der weißen Kirche ist ein kleines Kloster, dessen einer Flügel eingestürzt ist, und all das ist alt und aus vergessenen Jahrhunderten. Man sieht hier und da einige Antiquität, Grabplatten in den Boden eingelassen mit den Bildern der Toten und mit Wappenschildern. Das waren die adligen Seeräuber aus dem sechzehnten Jahr-

hundert, und lange lateinische Inschriften erzählen uns von dem geräumigen Leben, das diese Männer über neu entdeckte Meere hin geführt haben. Einige dieser Geschlechter leben auch heute noch auf der Insel, doch sind ihre jetzigen Mitglieder nicht mehr Seeräuber, sondern Spekulanten an der Pariser Börse, wie ja jedes Zeitalter seine andere Bezeichnung des Gelderwerbes hat.

Das kleine Kloster nebenan mit seinen Zellen wird für die Verwaltung benutzt; wir Gefangene selbst wohnen in der Kirche und haben uns in diesen heiligen Räumen eingerichtet, wie wir konnten.

Die einen schlafen auf den Stufen der Altäre und benutzen den Altar als Schrank und Ablegestelle für ihren Kram. Auf der marmornen Platte, auf der der Priester die sakramentalen Gefäße ordnete, werden jetzt Konservenbüchsen, Kochgeschirre und Weinflaschen untergebracht.

Nägel in die Wände geschlagen, Leinen gezogen und die zweifelhafte Wäsche hängt unter den feierlichen Wölbungen. Einer schläft auf der Kanzel, wo er sich aber zusammenrollen muß wie eine Katze. Das marmorne Weihwasserbecken wird als allgemeiner Aschbecher benutzt und in

dem Pergamentenschrank der Sakristei habe ich meinen Speisekasten untergebracht.

Zuerst schliefen wir einfach auf dem steinernen Boden; neben das Grab des Ritters — in dem er noch unberührt mit seiner Rüstung ruhen mag — legt man einen zerfetzten Strohsack und die Einrichtung ist fertig. Später sind dann einige unserer muntersten Jungen in das Gestrüpp und in den Busch hinausgegangen, haben sich Holz gestohlen, das niemandem gehörte, und Betten daraus gezimmert. Sie wurden vom Direktor ins Loch gesteckt, aber acht Tage später sprach niemand mehr davon und allmählich haben wir uns alle auf diesem gewaltsamen Wege Betten besorgt. Eins steht dicht neben dem anderen, kaum ist Platz für einen kleinen Schrank oder Stuhl; die Tische werden des Nachts zusammengeklappt und an den Wänden hochgezogen.

Merkwürdig besonders ist es, wenn man nachts durch die Kirche geht und alles schon in den Betten liegt. Dann weht wohl der Mistralwind vom Meere her, rüttelt furchtbar an den Türen und miaut durch die Spalten wie ein Chor bösartiger Katzen. Ein einziges kleines Licht flackert auf der Kanzel und beleuchtet grauslich die Unglücklichen, die dort zu Hunderten still

liegen, ausgestreckt, einer dicht neben dem andern. Und sie sehen aus wie die Opfer einer großen Katastrophe, die man vorläufig im Schuppen aufgebahrt hat.

*

Alle Berufsarten und sonderbare Schicksale sind hier beisammen im Lager, und wer sie durchgeht, hat einen belehrenden Einblick in das Ineinandergreifen der Völker und in die Wanderhaftigkeit der deutschen Rasse besonders.

Da ist der reiche deutsche Kaufmann, der seit Jahrzehnten sein Geschäftshaus in Marseille oder Lyon betrieb, und die Ingenieure, die den Franzosen mit deutscher Gründlichkeit ihre Schmalspurbahnen bauten. Neben diesen lange im fremden Lande Ansässigen wimmelt das bewegliche Volk der Fahrenden, die im Süden und Norden des Landes herumhantierten und den deutschen und österreichischen Konsulaten eine existenzberechtigende Arbeit schufen. Zahlreich ist unter uns das sympathische Gewerbe der Oberkellner vertreten; alles Deutsch-Oesterreicher, die das Kriegsereignis und all diese Abenteuer in ihre behaglich komische Mundart umsetzen. Sie haben in den großen kosmopolitischen Hotels serviert, bei Ritz und im Astoria, und das hat ihnen eine Art

von Haltung gegeben. Dazu Fleischerburschen, Bäckergesellen, Photographen, Musikanten, Friseure, die mit ein paar französischen Brocken sich durch das fremde Land schlugen und hängen blieben, wo gut bezahlt wurde oder die Meisterin hübsche Augen hatte. Frankreich war mit deutschen Bestandteilen völlig durchwachsen. Man begreift, daß die Patrioten im Lande diesen Zustand mit Besorgnis betrachteten; aber man versteht nicht, wie die Franzosen nach dem Kriege ohne uns fertig werden wollen. Wer soll ihnen ihre elektrischen Klingeln instand setzen, was sie nie herausbekommen werden. Wer soll ihnen den Sauerkohl anrichten, den sie zwar uns Deutschen stets unter die Nase reiben, aber ohne den gerade sie am wenigsten zu leben vermöchten.

Wir haben Deutsche unter uns, die in Frankreich geboren, jetzt vierzig Jahre alt sind und in ihrer Gesinnung und Sprache vollkommene Franzosen wurden; und einen Ungarn, der seit dreißig Jahren in Paris lebt, sich in Paris verheiratet hat und kein Wort Französisch spricht. Kurios besonders und etwas komisch ist das Schicksal jener, die gerade im Augenblick des Kriegsausbruches zum erstenmal nach Frankreich kamen und gleich frisch weggeschnappt wurden. Die Mannschaft

eines österreichischen Schiffes, das am bösen Tage den Hafen von Bordeaux anlief; sechs katholische Geistliche, die nach Lourdes zum eucharistischen Kongreß gefahren waren; Touristen, die im gemütlichen August 1914 nach Frankreich kamen, um Land und Leute kennenzulernen, und die nun in jahrelanger Gefangenschaft Zeit haben, das französische Wesen besser kennenzulernen, als für ihre Bildung nötig war.

Alle sind sie in jenen kritischen Tagen gefaßt worden, zusammengetrieben wie das Vieh und abgeführt. Aber alle hatten sie vorher noch Zeit, in den Bahnhöfen und an den Wänden der Wachtlokale ein großes Plakat zu lesen, auf dem den in Frankreich lebenden Deutschen und Oesterreichern Schutz und sicheres Geleit in die Heimat versprochen wurde. Dieses Manifest trug als Unterschrift den knatternden Namen Poincaré; den Namen des Mannes also, der sich über fremden angeblichen Treubruch so wirkungsvoll entrüsten kann.

*

Wir Zivilinternierten brauchen nicht zu arbeiten, wie die Kriegsgefangenen, aber wer arbeiten will, der kann es. Alle vierzehn Tage kommt irgendeiner der Bauern aus der Umgegend und

holt sich Freiwillige zur Gartenarbeit, für den Weinberg oder zum Wegebau. Dann sind immer einige Unternehmungslustige unter uns bereit, packen ihre Bündel und ziehen über die Berge ab, die das Kloster umgeben. Obgleich sie auch bei der Arbeit da draußen bewacht werden, ist es doch eine Art von Freiheit und Abwechslung nach der Einförmigkeit des Lagerlebens, und das lockt hinaus. Einige von uns sind bis nach Bastia gegangen, der größten Stadt der Insel, sogar bis in das ferne Ajaccio und haben dort für Jahre Anstellung gefunden, auch in besseren Berufen, als Bureauangestellte oder Sekretäre.

Wir anderen bleiben eingeschlossen. Ein Jahr, das nächste, das dritte. Immer in derselben Kirche, zwischen denselben Gesichtern und in demselben gleichförmigen Verlauf des Tages.

Morgens bläst der Trompeter die Reveille, und seufzend oder fluchend stehen wir zu dem Tage auf, der ebenso sein wird wie hundert Tage vor ihm und hundert später. Es gibt einen Napf Kaffee, der dünn, aber immerhin aus Kaffeebohnen hergestellt ist, dann einen Laib Brot von sechshundert Gramm Gewicht, mittags um elf Uhr und abends um fünf eine Suppe — Linsen, Reis, Kartoffeln

— und dreimal in der Woche zu der Abendsuppe ein Stück Ziegenfleisch.

Dieses Ziegenfleisch ist böse; es ist unter alledem, was ich auf Korsika erfahren, das einzige, worüber wirklich Klage geführt werden muß. Die Fleischbeschau wird auf dieser halbwilden Insel wohl schon im Frieden ziemlich oberflächlich betrieben werden, im Kriege ist sie noch dürftiger, und gar wenn es sich um das Fleisch für die Boches handelt, wird der Lieferant keine langen Umstände machen. Der Geißbock, der am Wege verreckte, ist für die Bande gerade gut genug. Besonders im Sommer hat dieses Zeug ein schwer definierbares Aroma, etwa wie der Geruch einer schlecht gewaschenen und echauffierten Menschenperson. Aber gegessen muß es doch werden, weil nichts anderes da ist, und ich habe Kameraden gesehen, die sich die Nase zuhielten und ein Stück zweideutiger Leber herunterschlangen.

Diese Mahlzeiten sind der Takt unseres Lebens durch die Jahre. Dazu noch zweimal am Tage Appell; morgens und abends müssen wir auf dem Hofe antreten, mit der Mütze in der Hand, in einer langen Reihe, und die Gendarmen zählen nach, ob wir noch alle da sind, oder ob vielleicht einer von uns entfloh, um schwimmend das nächste

neutrale Land, nämlich die Balearen-Inseln zu erreichen.

In allen diesen Jahren hat keiner einen Fluchtversuch unternommen. Aber einer hat sich aus Langeweile aufgehängt, und ich wundere mich nur, daß er der einzige geblieben ist.



Wem die Gottheit die Gabe verliehen hat, daß er an dem Anblick von Meer und Gebirge Trost finden kann, der wenigstens hat hier auf dieser Insel Trost genug. Und in aller meiner Unseligkeit, gefangen und schikaniert von kleinlichen französischen Beamten, werde ich dem Schicksal dankbar bleiben, daß ich nicht bei den Russen gefangen wurde und nach Sibirien kam, noch in England, um nach der langweiligen Insel Man transportiert zu werden, sondern daß dieses Schicksal mich auf die südliche Insel mitten in das blaue Mittelmeer versetzte. Wo der kurze, regnerische Winter nicht hindern kann, daß schon zu Weihnachten die Mandelbäume blühen, die wilde Levkoie auf den Mauertrümmern des Klosters wuchert, und wo der Sommer zwar sonnenstrahlend hell ist, aber immer erfrischt durch die Winde, die von einem Meere zum anderen gehen.

Eine breite Terrasse, die vor dem Kloster und vor der Kirche liegt, ist uns Gefangenen zu unserer Bewegung und zur Promenade freigegeben. Da sitzen wir an der steinernen Brüstung und sehen auf eine Landschaft, die man im Frieden haben möchte und in der sicheren Stimmung einer Hotel-pension. Auf das nahe Meer da unten, das selten ruhig ist, und auf die gewaltigen Küstenberge, die mit kurzem Lorbeergebüsch bewachsen sind. Einsamer Felssturz, lastende Stille, nur bisweilen unterbrochen durch den Ruf des Raubvogels oder durch das ferne Schreien eines Esels, das sich merkwürdig so anhört wie das Tuten eines Automobils. In den Falten des Gebirges schimmern ferne kleine Ortschaften, die ganz verlassen zu sein scheinen, nicht einmal Rauch steigt aus ihnen auf; und auf den Gipfeln der Berge stehen große verfallene Burgtürme.

Was sind das für Türme, da oben auf den Bergen? Wir haben Zeit genug, über diese archäologische Frage nachzudenken. Das Volk nennt sie Mühlen, aber das ist eine ganz unsinnige Bezeichnung, denn in diesem armseligen Lande ohne jedes Korn und jede Frucht hat es niemals etwas zu mahlen gegeben. Es scheinen vielmehr Wachttürme zu sein, bestimmt als Zufluchtsorte für die

Eingeborenen bei Seeräubergefahr und als Stützpunkte kleiner Garnisonen, und sie stammen aus den mittelalterlichen Zeiten, als die Genueser und Pisaner sich um diese Insel stritten. Drei Jahrhunderte ging zwischen den beiden großen Republiken der Kampf um die Insel Korsika, bis dann ein Dritter, der König von Frankreich, sie im günstigen Augenblicke wegfischte. Denn schon in alter Zeit galt das so wie jetzt: ein Land mag noch so armselig und wertlos sein, es finden sich immer zwei, die es sich gegenseitig nicht gönnen und sich darum prügeln.

Auf dem Meere vor uns ist selten irgend etwas wie Verkehr zu merken; diese Striche hier liegen ganz außerhalb der Welt, und die großen Schiffahrtslinien des Mittelländischen Meeres gehen weiter unten durch die Straße von Bonifacio oder noch ferner um die Südspitze Sardiniens herum. Nur als die Franzosen ihre blödsinnige Expedition nach Saloniki ausschickten, wurde es lebendiger um unser Kap herum: Züge von Transportschiffen gehen vorüber, von wichtigtuenden Torpedobooten begleitet, und zwischen der Festlandküste und der Insel manövrieren Kriegsschiffe, wahrscheinlich Italiener, auf und ab, um das Wasser freizuhalten.

Auf ein Seegefecht zwischen Unterseebooten und französischen Kreuzern haben wir uns vergebens gespitzt.

Aber alle zwei oder drei Monate gibt es eine Art von meteorologischer Sensation, wenn nämlich die Alpen am Nordhorizont jenseits des Meeres sichtbar werden. Das geschieht meistens gegen Abend, wenn der Mistralwind bevorsteht, und dann stehen wir alle an der Steinmauer, die gegen das Meer geht, und sehen hinüber. Ganz deutlich sind die 200 Kilometer entfernten Gebirge zu sehen mit den Abschattierungen ihrer Täler, mit den Einzelheiten der Felsformation und hohen blendend weißen Schneefeldern. Und wir Gefangene denken uns, daß man von jenen Spitzen bis in die Schweiz sehen könnte, in das Land des Friedens und der Gastlichkeit.

*

Das alles ist schön, es ist sogar romantisch. Aber das Schöne wird verdrießlich, wenn man es als Gefangener angebunden betrachten muß, und die Landschaft, die du bewunderst, ohne in sie hineinklettern zu dürfen, quält dich mehr, als sie dich erbaut. Und was die Romantik anbetrifft, so wird sie zum Auswachsen, wenn man sie alle Tage hat.

Was macht man mit drei Jahren, wenn von ihren eintausendundfünfundneunzig Tagen einer so leer ist wie der andere.

Einige gehen gleich in der Frühe zu der Kegelbahn hinunter, die wir uns selbst gebaut haben, und widmen sich diesem mehr muskel- als geiststärkenden Sport den ganzen Tag. Andere haben einige Zeitlang versucht, Gymnastik zu treiben, Freiübungen, Boxen, Fußball, aber das ist bald wieder verschwunden in der furchtbaren Gleichförmigkeit der Tage. Eine Gruppe von Intellektuellen, zu der ich mich hielt, trank sich morgens einen an und verblieb in diesem Zustand bis in die Nacht; und sicher war das die rationellste Art, über die Jahre hinwegzukommen. Sprachstudium war im Schwange, und das Depot sah aus wie die Berlitzschool. Selbstverständlich Englisch, Französisch, Italienisch, aber auch die ausgefallensten Mundarten, wie Russisch, Türkisch, Schwedisch ... in allen Winkeln hockte ein Pärchen und hörte sich gegenseitig Vokabeln ab. Doch auch das war nur verkapptes Nichtstun und ohne Zweck, denn die Kenntnis verschwand bald, weil der Zufluß des täglichen Gebrauchs fehlte und die Energie versagte. Ich selbst habe nacheinander Hebräisch, Russisch und Neugriechisch getrieben; das Neugrie-

chische ist wieder vergessen, das Russische mit seinen verteufelten Adjektivformen zerfloß wie Sand, von dem Hebräischen aber ist mir nur das Wort Ponim haften geblieben, und das hatte ich schon vorher gekannt.

Das Schönste aber ist die Gärtnerei. Um die Kirche herum liegen verwilderte Olivengärten aus der Zeit, da dieses Land noch bewohnt und bebaut wurde, und diese Gärten hat man den deutschen Gefangenen zur Bearbeitung und zu ihrem Vergnügen freigegeben. Es ist ein schwerer Boden, stahlharte Grauwacke, aber wir haben ihn aufgehackt, Erde auf die Terrassen getragen und sie mit unserem Dunge fruchtbar gemacht. Kleine Gärten sind da entstanden, putzig und von deutscher Sauberkeit hier in der welschen Wildnis; kiesbestreute Wege, Glaskugeln, Levkoienbeete und Salatzucht. Jeder hat seine kleine Villa, in der er sich nach deutscher Weise möglichst vom Nachbar zu isolieren sucht; der eine spielt auf der Mandoline das Lied von der Heimat, da es ein Wiedersehen gibt; der andere sieht über das oft gelesene Buch hinweg auf das Meer, das da unten um die Felsen weiße Wellen aufleuchten und wieder verschwinden läßt. Ist die Luft still, so hört man das breite Lärmen der Brandung bis hier oben hinauf und

das klingt wie das Singen großer Muscheln, die man dicht an das Ohr hält.

*

Ich habe die wichtigeren Geschehnisse der letzteren Zeit chronologisch aufgezeichnet. Hier sind sie: unsere Annalen:

Wir haben eine Katze, die aus patriotischen Gründen Cäcilie genannt wird, und einen Kater, der rabenschwarz ist und deshalb Erzberger heißt. Erzberger und Cäcilie verheiraten sich und aus dieser Ehe sind gestern abend drei Töchter hervorgegangen, die auf die Namen Dorothea, Pauline und Mathilde getauft worden sind.

Dieses Ereignis beschäftigt uns mehrere Tage.

Ein Hemd, das draußen zum Trocknen hing, ist verschwunden; feierlich und amtlich wird dieses Ereignis beim Morgenappell verlesen.

Dann vier Tage lang ganz und gar nichts.

Jetzt aber gibt es etwas ganz Großes: in dem Garten des dicken H. ist eine schon ausgewachsene Gurke gestohlen worden, und alle Welt geht hin, um sich den Schaden zu besehen. Hat sie einer von uns gestohlen, oder war es vielmehr einer der französischen Soldaten; das ist jetzt die große Frage.

Dieses sind unsere Anregungen; wochenlang, monatelang, jahrelang. Die Kameraden, die vom Depot aus in eine der benachbarten Städte arbeiten gingen und dann wiederkehrten, sagen, daß wir den Eindruck eines mittelkräftigen Irrenhauses machen. Alle Zeichen der schweren Neurasthenie sind vorhanden: Streitsucht, Neid, Klatscherei; und gewissenlose Verhetzer finden gute Gelegenheit zur Arbeit.

Hin und wieder kommen Briefe aus der Heimat, und dieses sollte uns einigermaßen aufrichten. Abends beim Appell wird die Korrespondenz verteilt, und schon den ganzen Nachmittag ist die große Frage, die hundertmal gefragt wird: Gibt es Post? Meistens nein, manchmal wochenlang nein, denn die französische Zensur in Ajaccio, die alle einlaufenden Briefe prüfen soll, arbeitet mit schandbarster Langsamkeit. Und ist ein Brief gekommen, so bringt er nicht immer Trost, und mancher wird mit bitterem Lachen gelesen. Denn eine unüberbrückbare Kluft trennt die in der Heimat von den Gefangenen; was wir fühlen und leiden, dürfen wir in unseren Briefen nicht sagen (ich darf es nicht einmal jetzt hier in diesem Buche), und unsere Andeutungen werden nicht verstanden. Da bekommt man denn Briefe, in denen wir

ermahnt werden, unser Schicksal mit Philosophie zu ertragen; oder Vorwürfe, daß wir nicht genügend schreiben; oder man beneidet uns gar, daß wir in einer so romantischen Gegend an dem bekannten Mittelmeere verweilen dürfen.

*

Manchmal kommt eine neutrale Kommission, um nachzusehen, ob wir auch richtig behandelt werden. Amerikaner; solange wir nämlich mit diesem Lande Frieden hatten. Als Amerika Krieg anfing, gingen wir in den Schutz der Schweiz über, und nun hätten eigentlich Schweizer Kommissionen kommen sollen. Aber ein Jahr lang kamen sie nicht, und ich selbst habe bis zu meiner Abreise (im September 1917) keinen Schweizer auf Morsiglia gesehen. Die Schweiz hat eben sehr viel zu tun in diesem Kriege, und wir sitzen in einem zu verlorenen Winkel der Welt.

Immer wenn eine solche Kommission in Sicht ist, merkt man es einige Tage vorher. Wir erhalten den Befehl, die Höfe zu säubern, die Spinnenweben müssen aus den alten Winkeln gekehrt werden und die Suppe wird besser.

Dann kommt ein großes, blankes Automobil vom Berge herunter auf unsere Terrasse gefahren, und die amerikanischen Herren steigen aus. Wir

stehen in dichten Haufen um sie herum und sehen uns diese schönen Herren an, die gestärkte Hemdkragen tragen und gelbe Ledergamaschen. Einer hat sogar einmal ein Monokel gehabt, und ein anderer trug ein kleines Zierhündchen auf dem Arme mit sich herum, was sich unter uns zerlumpten Gefangenen sehr gut ausnahm und vermutlich dem amerikanischen Taktgefühl entsprach.

Sie gehen auf das Bureau des Direktors herauf, und jeder, der eine Beschwerde hat, darf hinkommen und sich aussprechen. Sehr viele haben Beschwerden, zu viele. Der eine möchte seinen Koffer nachgeschickt bekommen, der andere fragt um Erlaubnis, telegraphieren zu dürfen. Alles durcheinander. Und Wichtigtuer drängen sich vor und halten Volksreden, daß wir hier im Depot wie im Zuchthaus behandelt werden. Die Amerikaner lächeln, denn sie haben vorhin im Hof das Goal für den Fußball gesehen und wissen, daß man im Zuchthaus nicht Fußball spielt. Aber sie tun so, als ob sie alle diese hundert Beschwerden ernsthaft nehmen und machen sich hundert Notizen.

Hinterher gehen sie einmal durch die Schlafräume in der Kirche und sehen sich unsere armselige Wirtschaft an; die Tische, die wir aus Kisten zusammengezimmert haben, die zerlumpten Bett-

decken und die Lampen, die aus gebrauchten Konservenbüchsen bestehen. Dabei tun sie sehr vornehm, halten Distanz zu uns und sind überzeugt, daß sie etwas Besseres sind. Und allerdings sind sie etwas anderes, denn sie haben gestärkte Kragen und wir nicht, sie sind sauber und wir haben Flöhe, einige sogar Läuse.

Und wenn sie weg sind, wird alles wieder so wie früher. Die Spinnweben in den alten Winkeln kehren zurück, und die Suppe wird wieder so schlecht, wie sie früher war.



Was heißt denn das, wir haben dieses Jahr verloren, wir haben diese Zeit verloren? Ich schreibe diese Zeilen an einem Winternachmittage auf den Steinen draußen, wo man das Meer sieht. Wäre ich jetzt zu Hause, in der angeblichen Freiheit, so hinge ich um diese Zeit am Telephon und schrie auf das Fräulein ein, warum sie mir die Nummer Zentrum 112 14 immer noch nicht gegeben habe. Anstatt dessen habe ich hier vor mir das immerhin Mittelländische Meer, über mir kreisen weihnachtliche Schwalben, und ihr Gezwitscher schallt durch die Felseinsamkeit. Kehren diese Vögel schon nach Europa zurück oder

kommen sie erst von dort, und wo ist überhaupt ihre Heimat? Ueber dieses Problem nachzudenken, ist fruchtbarer vielleicht und reicher, als jetzt die Erlebnisse eines Drückebergers in Berlin sein mögen. Nehmen wir den Tag aus den leisen Händen des Schicksals und segnen ihn, daß wir ihn überhaupt erleben. Wenn der Wein heute gut war, wenn es mir gelang, zehn griechische Seiten des Plato ohne Anstoß zu lesen oder eine strenge Partie Schach nach dem Gambit des Cunningham zu spielen, so mag das genug Gewicht sein für vierundzwanzig ziehende Stunden.

Montaigne: „Nous disons: je n'ay rien faict d'aujourd'huy. Ouoy? n'avez vous pas vescu? C'est non seulement la fondamentale mais la plus illustre de vos occupations. Avez vous su prendre du repos? Vous avez plus faict que celuy qui a prins des empires et des villes."

*

Fröhliche Tage gibt es doch.

Ich habe eine kleine Hütte am Felsabhang gebaut (oder vielmehr bauen lassen) und da sitzen wir guten Freunde, acht Mann, des Mittags und frühstücken. Gebratene Plattfische und Seeigel. Diese Seeigel sind schwarze, stachelige Kugeln, man

schneidet sie auf, so lebendig wie sie sind, und löffelt das rohe Innere heraus, das aus gelblichen Körnern besteht. Aber das Unheimliche an diesen Tieren ist, daß sie noch weiterleben, wenn man sie schon gegessen hat; die leeren halben Schalen bewegen die Stacheln und spazieren gemächlich über den Tisch hinweg. Früher hätte mich eine solche Mahlzeit gegraust, aber der Krieg verroht.

Dazu trinken wir Wein, und der korsische Wein ist schwer, und bald machen wir einen Höllenlärm. Wir singen im Chor, daß es durch die Steinöde schallt, und dann mimen wir die Wolfsschlucht aus dem „Freischütz", indem jeder irgendeine Tierstimme nachahmt. Aber das wird dem französischen Wachtposten zu viel, der oben an der Mauer steht, und er schleudert einen Stein herunter, der den guten dicken F. am Kopfe trifft. Und so endet auch diese vaterländische Fröhlichkeit düster mit allerlei Schwierigem.

Und der Sonntag bleibt Sonntag auch in den Tagen der Not. Da zieht jeder rechtschaffene Mann sein Festgewand an, überall sind kleine Tische gedeckt, zu denen man sich gegenseitig einlädt, und österreichische Köche haben aus den mageren Produkten unserer Gärten und aus dem, was man so gekauft hat, bemerkenswerte Menüs

herausgeholt. Veritable böhmische Mirabellenknödel habe ich einmal so gegessen, in der Sakristei zwischen den Altären, und sie schmeckten besser als bei Pupp in Karlsbad.



Immer war es mein Wunsch gewesen, auf einer Insel zu leben, womöglich auf einer im Mittelländischen Meer. Das ist überhaupt wohl im allgemeinen eine Sehnsucht gebildeter Philologen, sie möchten sich eine der Zykladen oder Sporaden im Aegäischen Meere mieten und da ganz für sich und abgeschieden ihr Wesen treiben. Dort wohnte man entweder allein oder mit einem griechischen Mädchen, das Myrto heißen und ewig siebenzehnjährig bleiben müßte; man pflegte eine kleine Oekonomie, die etwas Ziegenkäse und einen erträglichen Wein abgäbe; und in den Mußestunden könnte man Ausgrabungen in der Tempelruine am Meere unternehmen. Dabei kämen doch vielleicht ein paar Münzen zum Vorschein oder eine römische Inschrift, die von den Konsuln der vergangenen Welt berichtete.

Dieser Wunsch geht durch die ganze Menschheitsgeschichte, und hätte ich genügendes Büchermaterial hier, ich schriebe eine grundlegende

Abhandlung über die Inselsehnsucht der Menschen mit Abbildungen im Text und zahlreichen Fußnoten.

Schon die bekannten Griechen, so wäre da zu schreiben, kannten die Inselsehnsucht, wie ja dieses talentvolle Balkanvolk immer an erster Stelle zu nennen ist, wenn man von etwas Feinem spricht. Sie versetzten ihre toten Helden auf die Inseln der Seligen, und im Homer wohnen auf der Insel Scheria die Phäaken, die glücklichsten von allen Menschen. Die aßen ununterbrochen Rinderbraten und hörten dem Sänger zu, aber sie liebten den Fremden nicht, der die Unruhe des Festlandes zu ihnen brachte.

Bei den Römern wäre der merkwürdige General Sertorius zu nennen, der aus dem Lärm der Bürgerkriege mit seinem Schiffe plötzlich nach Westen floh, um auf den glücklichen Inseln, nämlich den Kanarischen, von denen er gehört haben mochte, Ruhe zu finden. Ferner der geistvolle Feuilletonist Quintus Horazius Flaccus, der sich aus dem Glanz des kaiserlichen Roms nach der kleinen Griecheninsel Lebedus sehnte; welcher Sehnsucht wir die wundervollen neurasthenischen Verse verdanken:

. . . tamen illic vivere vellem
oblitusque meorum obliviscendus et illis
Neptunum procul e terra spectare furentem.

Einsamkeit des weißen Strandes, jahrelang dasselbe Flüstern des Grases; und von der Welt und ihrer Unruhe geschützt durch die Brustwehr der Meeresbrandung.

Die christliche Epoche kennt die Sehnsucht nach den Inseln nicht, sie kennt überhaupt das Nautische wenig und verlegt ihre Seligkeit in einen dunstigen Himmel, der irdischen Sinnen wenig greifbar ist. Aber kaum regt es sich wieder, so ist auch das Heimweh nach Cythere wieder da. Watteau malt es auf der wundervollen Tafel, die jetzt in Potsdam hängt. Mörike träumt von der Insel Orplid, dem Land, das ferne leuchtet, und Heinrich Heine sehnt sich nach der Insel Bimini, nach der er aufbrechen will mit bewimpelten Pirogen. (Wobei zu bemerken ist, wie ungeschickt selbst begabte Dichter verfahren, wenn sie geographische Namen erfinden sollen; echte Inseln heißen Norderney oder Malta, und das klingt schöner und meereshafter als dieses alberne Bimini oder Orplid.)

Nun sitze ich auf einer Insel, sie liegt auch unzweifelhaft im Mittelmeer, aber die Seligkeit ist

es nicht geworden. Von meinem Platze hier, an dem ich schreibe, sehe ich die verfallenden Festungstürme aus der Zeit des Streites, und durch die Stille schallt der Schrei eines halbwilden Ziegenhirten, der die großgehörnte Herde den Hügel hinauftreibt; und der lenkt seine Tiere nicht mit der Hirtenschalmei, sondern mit Steinwürfen. Da oben krächzt ein Adler verdammt heroisch, und wenn ich mich umsehe, steht da mit seinem Bajonett ein französischer Wachtposten, der zwar nicht heroisch, aber bösartig genug aussieht.

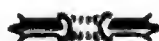
Der Name der Insel Korsika klingt nicht nach Frieden. Das wilde Rufen des Korsaren ist in ihm und es dröhnt von unmittelbarster Geschichte. Dort hinter jenen umwölkten Bergen wurde der Furchtbare geboren, der am letzten Ende die Schuld alles unseres Unglückes trägt. Er brachte den Begriff der Vendetta nach Europa, und seit ihm geht es nun durch unsere Geschichte von Rachekrieg zu Rachekrieg, von Revanche zu Revanche und wird weitergehen durch die Jahrhunderte; denn solange dieser Planet von Menschenkindern bewohnt bleibt, wird der Sieg nicht verziehen werden.

Hier auf dieser Insel sollte man nicht friedlich sinnen, sondern Worte schmieden wie Klingen.

Der wilde Genius des Ortes sollte fortreißen. Welche Tat wäre es, großer Gott, mitten im Kriege von dem napoleonischen Korsika aus den streitenden Völkern abrechnend die Wahrheit zu predigen, Freund und Feind sein besonderes Verschulden vorzuhalten. Johannes, der Evangelist, der als Zivilinternierter auf Patmos saß, fand den Inselfrieden ja auch nicht, sondern schrieb von dort an die sieben Gemeinden Asiens die furchtbare Broschüre der Apokalypse.

Wie, wenn ich jetzt täte wie er! Eine neue Apokalypse scheint vonnöten zu sein.

Jedoch: zu seiner Zeit gab es keine Zensur, und jetzt gibt es sie. Also . . .



Heraus.

Heraus aus der Gefangenschaft kommt, wer sechsundfünfzig Jahre alt wurde, oder wer krank ist. Dieses sind die beiden einzigen Wege zur Freiheit: man muß sechsundfünfzig Jahre alt werden oder krank.

Was die sechsundfünfzig Jahre anbetrifft, so habe ich noch sieben Jahre Zeit bis dahin und fühle genügend Philosophie in mir, um diese Periode durchzuhalten. Ja, der Gedanke gewährt einigen Trost, daß die Franzosen mich nach den internationalen Verabredungen nicht länger als sieben Jahre zurückhalten können, es mag nun kommen, was da will. Wie schön, so denke ich nach der zweiten Flasche Wein, wie schön wäre es nun gar, man könnte es machen wie unsere Eidechsen hier, die den bösen Winter zusammengeringelt verschlafen und erst herausgeschwänzelt kommen, wenn die Sonne wieder scheint. So schwänzelte auch ich an der Friedenssonne wieder hervor und

könnte dann die Geschichte des Krieges abgeklärt in einem Leitfaden für den höheren Unterricht nachlesen.

Da dieses schwierig ist, bleibt nur ein Weg zur Freiheit: krank werden.

Zweimal im Jahre werden wir Gefangenen von einer Schweizer Kommission oder von dem Depotarzt untersucht, und wer genügend krank ist, wird nach Lyon gesandt, wo eine höhere internationale Kommission über ihn entscheidet, ob er zurückbleibt, oder in die Schweiz geschickt werden soll, oder in schwereren Fällen, gleich in die Heimat. Da die Lyoner Kommission nur eine Nachuntersuchung vornimmt, ruht die eigentliche Entscheidung bei der Untersuchung im Lager selbst. Wer die passiert, der ist meistens schon sicher heraus.

Demnach sind wir immer einigermaßen aufgeregt im Lager, wenn eine solche Untersuchung bevorsteht, denn es ist eine Art von Glücksspiel, bei dem die Durchgefallenen mindestens ein halbes Jahr Gefangenschaft abbekommen. Wohl dem Manne, der einen Bruch hat; er geht strahlend herum unter seinen Freunden und sagt: ich habe einen Bruch und komme diesmal heraus. Auch Fälle von besserem Gelenkrheumatismus sind

beliebt, und man freut sich, wenn die Lunge rasselt. Und dieses Spielen mit der Krankheit ist nicht so frivol, wie es aussehen möchte; denn so weit kommt man allgemach, daß man sich sagt: lieber tuberkulös in der Heimat, als kerngesund, aber gefangen bei den Franzosen.

Mir sandte das Schicksal im Sommer 1917 eine Blasenkrankheit, die schmerzhaft war, aber die ich preisen werde, denn ihr verdanke ich die Freiheit. Als der Arzt uns untersuchte, wurde ich mit zwölf anderen Kameraden als genügend krank befunden und für den Transport nach Lyon bestimmt.

Und die Gefangenschaft ging zu Ende.

*

Heimfahrt. 8. September 1917. Dunkler regnerischer Morgen. Wir dreizehn ziehen mit unserem armseligen Gepäck heraus und ersteigen die Berge, die das Lager umgeben. Oben drehen wir uns zum letzten Male um, sehen das Kloster tief unten liegen wie ein Häufchen Unglück und gute, liebe Kameraden, die noch auf dem Hofe stehen und uns nachwinken. Und wissen nicht, ob wir glücklich sein sollen, daß wir der Freiheit entgegenziehen, oder traurig, weil wir die Freunde zurückließen.

Von Morsiglia geht das Automobil südwärts nach Bastia, immer hart am Meere. Drüben ragt Elba aus dem Gewässer, und ein Blick umfaßt jenes Mannes Titanenschicksal, das auf Inseln begann, Erdteile erschütterte und auf Inseln endete. Bastia, eine langweilige, fast italienische Stadt von frostiger Südlichkeit; es ist die größte Stadt der Insel, aber nicht mehr Hauptstadt, weil er hier nicht geboren wurde. Von hier könnten wir gleich nach Marseille fahren, müssen aber noch weiter, um die kranken Gefangenen der anderen korsischen Depots aufzunehmen. Mit der Eisenbahn durch das Zentralmassiv der Insel, wo aus wüsten Waldeinsamkeiten der Monte Cinto aufragt, ein ungeheures Basaltgefüge; nach dem Hafen der Isle Rousse. Hier sind die Gefangenen aller Depots beisammen, Morsiglia, Luri, Oletta und Corbara, und werden unter großem Hallo an Bord des Schiffes „Iberia" verstaut, das noch Unmengen Stückgut, Vieh, Passagiere und Soldaten aufnimmt, welch letztere in der Mehrzahl betrunken sind. Abends Abfahrt mit abgeblendeten Lichtern, nicht einmal Zigarren dürfen geraucht werden, damit die Unterseeboote uns nicht sehen. Die letzten Küstenfeuer der Insel, die mein Schicksal war, versinken; aber gewaltig

stehen da oben die unzählbaren Gestirne der korsischen Nacht, und die Milchstraße leuchtet so stark, daß sie sich in dem stillen Meere widerspiegelt. Schlafe übrigens zwischen den Beinen eines Maultieres, das sich durchaus anständig benommen hat.

Nizza, wo wir den ganzen Tag im Hafen liegen bleiben, ohne allzuviel von der Rivierapracht zu sehen. Dafür füttern wir Delphine. Wir dürfen nicht vom Schiff herunter, Posten sind aufgestellt, und man ist noch so lange wie möglich tunlichst streng. Wie ich einmal in eine falsche Kajütentür trete, brüllt mich der Lümmel von Kapitän an, daß ich zurückfahre. Doch ich vermute, daß dieses das letzte Angebrülltwerden in meinem Leben sein dürfte, und nehme freudig bewegt Abschied von dieser Erfahrung. Dann eine zweite Seenacht mit dunklem behutsamen Fahren, bis aus Morgennebeln die Lichterreihen und die maritimen Apparate der großen Hafenstadt Marseille auftauchen . . .

In Lyon strömen die kranken Zivilgefangenen aus ganz Frankreich zusammen. Als wir von Morsiglia aufbrachen, waren wir dreizehn, in der Ile Rousse aus den anderen korsischen Depots neunzig; in Lyon kommen fünfhundert zusammen. Hier offenbart sich das ganze gräßliche

Elend, das dieser verruchte Bruch des Völkerrechtes zur Folge hatte, die Vergewaltigung harmloser Bürger, die sich im Frieden der Gastfreundschaft eines nachbarlichen Landes anvertraut hatten. Gelehrte und Bettler, Millionäre, die im Prunkpelz einherspazieren, und Vagabunden, Frauen, junge Mädchen, Wickelkinder, zwei Jahre alt, die also in der Gefangenschaft geboren worden sind, Tuberkulöse mit Knochenfraß, die auf Bahren herumtransportiert werden, und schreiende Irrsinnige.

Die Kommission, die uns untersuchte, war gnädig; nur zweiundzwanzig von den fünfhundert wurden als nicht genügend krank abgewiesen und mußten in die Depots zurück. Wir anderen haben in der Nacht den Extrazug bestiegen; im Morgengrauen durch die Gebirge der Dauphiné; Bellegarde, wo die letzten französischen Bajonette blitzen; dann stehen brave blondbärtige Wärter an den Bahnübergängen ... und mit einem Gefühl, das kein Wort, kein Wort aller Sprachen wiedergeben kann, habe ich nach dreiundeinhalbjähriger Gefangenschaft den Boden des Friedens und der Freiheit betreten.

*

Und nun ist es vorüber. Ich sitze in meiner Wohnung in Charlottenburg; die elektrische Lampe brennt, die Zentralheizung funktioniert besser, als ich nach mancher Schilderung erwartet hatte, und in dem Stockwerk unter mir rühren Frauenhände, die von Kriegsnot nichts wissen, Wolfram von Eschenbachs Abendstern aus den Tasten des Klaviers. Die Behaglichkeit des Lebens, die ihr, Freunde, auch während des Mordens an der Yser als etwas Selbstverständliches hinnahmt, umgibt mich wieder; aber meine Gedanken gehen zu der Nordspitze der Insel Korsika, wo der Seesturm um das geschlossene Kloster heult, und zu den Kameraden, die jetzt auf ihrem Stroh um das Oellicht hocken.

Unzweifelhaft ist das Los der Zivilgefangenen schwerer als das der Kriegsgefangenen. Die kriegsgefangenen Soldaten wissen doch wenigstens, warum sie da sind, sie haben mehr oder weniger für ihr Vaterland gelitten und ihr Schicksal ist altes historisches Recht oder Unrecht, wie man will. Auch werden nur die wenigsten von ihnen schon von Beginn des Krieges in Gefangenschaft sitzen, und dann arbeiten sie ja und vertreiben sich so die Zeit. Zivilgefangene hat es noch niemals gegeben, seitdem es eine Weltgeschichte gibt, weder

in Genf noch im Haag sind gesetzliche Regeln festgelegt, auf die sie sich berufen könnten; man hat sie im Augenblick der ersten Aufregung festgenommen und eingesperrt, weil man nicht wußte, wohin damit, und nun läßt man sie liegen, wo sie sind, hohe Intelligenzen darunter, auf jeden Fall Menschen wie ihr, die ihr diese drei Jahre hier einherspaziert seid und den Krieg aus dem Zeitungsblatt gelesen und im Cinema gesehen habt.

Sie sind die Opfer einer Verrechnung. Man hat sie im August des Jahres 1914 nicht verhaftet, weil man geglaubt hatte, daß der Krieg nur ein paar Monate dauern würde. Und so ist es geblieben durch die Jahre; immer haben die Gimpel geglaubt und geschwätzt, daß der Krieg nun ganz sicher zu Ende sein würde, und Geister dieses Schlages werden heute annehmen, daß der Krieg ja doch im Sommer 1918 beendet sei und daß es sich deshalb nicht lohne, wegen dieser verhafteten Zivilisten irgendwelche administrative Umstände zu machen.

Und so ist es für die Gefangenen auf Korsika die vierte Weihnacht geworden und das Herz zieht sich mir zusammen, wenn ich daran denke, wie sie jetzt da unten ein kümmerliches und verbittertes Fest feierten. Der Tannenbaum wird durch ein

paar zusammengesteckte Rosmarinzweige ersetzt, und die Silberketten bestehen aus aneinandergereihten Erbsen, mit dem Stanniol des Camembertkäses beklebt. Und sie haben noch einmal die alten Lieder gesungen und an die Heimat gedacht. Bis ins vierte Jahr ließ man sie da in Haft, was, irre ich nicht, nach den Normen unseres Strafgesetzbuches die Sühne für einen leichteren Totschlag ist. Das müßte nun genug Strafe sein für Leute, deren Fehler ist, daß sie wehrlos sind, und die Franzosen sollten endlich den von der deutschen Regierung mehrfach vorgeschlagenen Austausch ermöglichen; einerlei, ob der Krieg in diesem Jahre zu Ende ist, wie die Optimisten glauben, oder ob er in das nächste Jahrzehnt dauert, was mir wahrscheinlicher ist.

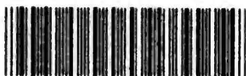




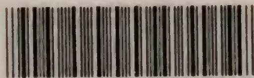


Buchdruckerei
Rudolf Mosse
Berlin SW




89100064286
B89100064286A




89100064286
b89100064286a